

# VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 Mk. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 850 der Zeitungspreislifte für das Jahr 1888.)

Redaktion und Expedition:  
S.O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Aannahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Speditoren:  
„Merkur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 47.

Sonnabend, den 24. November 1888.

II. Jahrgang.

**Reichstagswahlen in Sicht. — Die Erhaltung des Bestehenden. — Warum muß die Frau hinaus ins öffentliche Leben? II. — Fortschreitende Kapitalkonzentration in den Vereinigten Staaten. — Roth und Prostitution. — Zentralisation oder lokale Gewerblichkeit?**

**Gedicht von Freiligrath. — Die Baronin von Belleville. — Ergebnisse eines Sozialdemokraten. — Berliner Sittenbild. — Der erste Nichtgentleman auf dem Zeugenstande. — Zur Altersversicherung.**

## Aufgepaßt!

Die Reichstagswahlen dürften nach den Amtgebungen offiziöser Blätter bestimmt im nächsten Herbst stattfinden.

Die Arbeiter werden daher gut thun, schon jetzt alle Vorbereitungen zu treffen, bestimmte Kandidaten ins Auge zu fassen und die Wahlorganisation zu vervollständigen. Erfolgt dann die Wahl im nächsten Herbst oder vielleicht noch früher, so ist jede Ueberraschung ausgeschlossen. Insbesondere muß für die Reichstagswahlen das Winterhalbjahr voll und ganz ausgenutzt werden, da erfahrungsmäßig die folgende Sommerzeit für Wahlvorbereitungen weniger geeignet ist.

Wenn es die Absicht der Regierung ist, den neugewählten Reichstag im künftigen Jahre um dieselbe Zeit zu berufen, wie den jetzigen, so ist es nöthig, daß die Neuwahlen zum Reichstage ebenso wie im Jahre 1884 und 1881 schon im Laufe des nächsten Oktober stattfinden. Die Bewegung muß also rasch in Fluß kommen!

Der aus der nächsten Reichstagswahl hervorgehende Reichstag wird als erster für die Dauer von fünf Jahren gewählt werden. Um so wichtiger sind alle Vorbereitungen für diese Wahl.

Der Wahlkampf dürfte für die Arbeiter ein ungemein schwieriger werden, weil das Sozialistengesetz vorher nicht zur Berathung kommen, sondern erst den neuen Reichstag beschäftigen soll. Es ist also leicht möglich, daß die Regierung die Parole ausgiebt: für oder wider das Sozialistengesetz! und daß man alle Mittel versuchen wird, um auf diesem Wege eine reaktionäre Mehrheit zu gewinnen und die Sozialdemokraten zu verdrängen.

Darum keinerlei Provokation, die nur Wasser auf die Mühle unserer Gegner ist, dafür aber um so unermüdlichere stille Arbeit zur Wahlvorbereitung!

Auch werden die Genossen gut thun, sich auf Hausnachungen, Prozesse und ähnliche Schreckmittel in ausgedehnterem Maße als bisher gefaßt zu machen.

Aber darum keine Aengstlichkeit, nur Ruhe! Der Sieg muß uns doch bleiben!

## Die Erhaltung des Bestehenden.

Unsere liebenswürdigen Gegner glauben uns in den Augen aller Vernünftigen abgethan zu haben, indem sie einfach darauf hinweisen, daß die Sozialdemokraten alles Bestehende in Staat und Gesellschaft „umstürzen“ wollen.

Daß wir es nicht „erhalten“ wollen, versteht sich von selbst, und es ist auch gar nicht darnach angethan, daß man sich zu seiner Erhaltung besondere Mühe geben sollte, selbst diejenigen nicht, welche bei einer Umänderung der Verhältnisse Alles zu verlieren und Nichts zu gewinnen in thörichter Furcht glauben. Denn wie sieht „das Bestehende“ eigentlich aus, selbst wenn man es durch eine kapitalistische Brille betrachtet?

Der größte Theil der Bevölkerung besteht jetzt noch, obgleich er sich zusehends verringert und das Heer der industriellen Arbeiter stetig wächst, aus Landarbeitern und kleinen Bauern. Und dieser Theil des Volkes befindet sich in graufigen Verhältnissen. Vom Morgen, noch lange vor Sonnenaufgang, an bis nach Sonnenuntergang quälen sich diese erbarmungswürdigen Menschen, ohne eine bestimmte und hinreichend lange Zeit zu haben, in welcher sie ihr tägliches Mahl einnehmen können. Sie schlafen zu weiter nichts geboren zu sein, als zu arbeiten und zu schlafen, d. h. ein menschenunwürdiges Dasein zu führen, weil sie gegen alle höheren Interessen stumpf gemacht werden. Sie sind wie durch einen von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbenden Fluch zu gleichgültigen und stumpfsinnigen Arbeitsthiere herabgewürdigt worden, welche sehr schwer oder fast gar nicht zu der hoffnungsfrohen Arbeiterbewegung werden herangezogen werden können. Das ist dann der „zähe konservative Sinn des gesunden Bauern“, welcher die preussischen Landräthe zu seinen Vertretern im Reichstage erkies.

Schon La Bruyère giebt im 17. Jahrhundert eine schredenerregende Darstellung von der traurigen Lage der Landarbeiter, die heute um so zutreffender ist, als jetzt ihre schwere Arbeit durch Maschinen erleichtert werden könnte, wenn sie sich genossenschaftlich vereinigten und mit gemeinsamen Kräften wirkten, wogegen sich aber jener „gesunde“ konservative Sinn auflehnt. La Bruyère sagt: „Man sieht gewisse schene Thiere, sowohl Männchen als Weibchen, auf dem Felde zerstreut, schwarz, fahl und ganz von der Sonne verbrannt, an den Boden gefesselt, welchen sie mit beharrlicher Ausdauer umgraben und umwühlen. Sie haben gleichsam eine artikulirte Stimme, und wenn sie sich aufrecht auf ihre Füße erheben, so zeigen sie ein menschliches Gesicht — und es sind in der That Menschen. In der Nacht ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück, wo sie sich von schwarzem Brote, von Wasser und Wurzeln nähren. Sie ersparen den andern Menschen die Mühe zu säen, zu arbeiten und einzuernten, um leben zu können, und sie verdienen demnach, daß ihnen das Brot nicht fehle, welches sie gefaßt haben.“ Wer diese Schilderung zutreffend findet — und das muß jeder fühlende Mensch, welcher die Landbevölkerung auf ihren Dörfern und Feldern hat leben sehen — der kann nicht für das „Bestehende“ begeistert sein. Deshalb glauben wir, müssen die Zustände geändert werden.

Etwas besser als der arbeitenden Landbevölkerung ergeht es der arbeitenden (d. h. nicht arbeitslosen) industriellen Bevölkerung. Sie hat doch bestimmt abgemessene Stunden für Mahlzeit und ein wenig Erholung — aber im Uebrigen trifft auch hier das La Bruyère'sche Bild zu. Arbeiten und in Höhlen schlafen ist ihr Loos. Deshalb müssen unseres Erachtens die Zustände geändert werden.

Wenn man nun aber vollends von dem riesigen Heere der Arbeitslosen spricht, dann verlangen selbst eifrige Vertreter des „Bestehenden“ eine Aenderung, und sie sind mit allerlei Mitteln bei der Hand, die Abhilfe schaffen sollen. So „innere Kolonisation“ und — man bemerke seinen Jörn — Deportation, wie jetzt in Zeitungen der Kartellbrüder zu lesen ist. Andererseits aber wird ihnen wieder bange, wenn sie den Strom der Auswanderung immer gewaltiger anschwellen sehen, und

dann klagen sie und rufen „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“, und wissen doch nicht Rathschläge zu ertheilen, wie das diejenigen anfangen sollen, die dem Stiefvaterlande den Rücken kehren. Deshalb müssen die Zustände geändert werden.

Verlassen wir das Gebiet der handarbeitenden Bevölkerung und treten auf das der Kopfarbeitenden, so lachen uns auch da nicht Rosen und Sonnenschein entgegen. Die Unternehmer sind in steter Sorge, daß sie über Nacht ins Unglück stürzen, indem ein übermächtiger Konkurrent ihnen Licht und Luft raubt. Die Beamten kommen auf keinen grünen Zweig, weil ihr Gehalt zu gering ist, um etwas erübrigen zu können; noch lange bevor der Monat oder das Vierteljahr zu Ende ist, ist das Geld zu Ende, und die Sorge um anständige Existenz zieht ein. Trotzdem schiebt bei den Wahlen aus Angst oder Stumpfheit ein regierungsfreundlicher Zettel in die Urne. Die akademischen Fächer sind überfüllt, für die Ueberflüssigen ist kein Platz und kein Brod. Die glücklich angekommenen sind nervös und krank, und das Elend ist da. Deshalb müssen die Zustände geändert werden.

Und diese Aenderung kann nur geschehen durch die Ueberführung des Privatbesitzes an den Arbeitsmitteln, an Grund und Boden und Fabriken, in den Gemeinbesitz. Dahin drängt auch die ganze Entwicklung. An uns liegt es, sie möglichst bald herbei zu führen, indem wir mit allen Kräften dahin wirken, daß nur solche Männer unsere Gesetze geben, welche jene Entwicklung als eine Nothwendigkeit bereits erkannt haben, d. h. daß wir nur sozialdemokratische Abgeordnete in den Reichstag wählen.

## Warum muß die Frau hinaus ins öffentliche Leben?

(Aus Frauenkreisen.)

II.

Der Stand der Arbeitsschutz- und Gewerbebegehung ist für Arbeiterin wie Arbeiter von der höchsten Wichtigkeit. Ob Freizügigkeit oder Aufenthaltsbeschränkung herrscht, kann ihr nicht gleichgültig sein, denn hiervon kann eventuell eine Verbesserung ihrer Lage abhängen, das Ausschließen lohnender Arbeit kann ihr dadurch erleichtert oder erschwert werden. Es kann ihr nicht gleichgültig sein, ob sich der Staat ausschließlich als Vertreter der herrschenden Klassen, der Bourgeoisieinteressen erweist, oder ob er wenigstens nothdürftig die Interessen der arbeitenden Masse zu wahren sucht, ob er dementsprechend den Kapitalisten unbeschränkte Ausnutzungsfreiheit gewährt oder deren Habgucht durch Schutzgesetze gewisse Zügel anlegt. Es ist von tiefgreifender Bedeutung für sie, ob der Kapitalist sie Sonn- und Feiertags unbestimmt lange Stunden ausnützen kann, ob sie Nacht- und Ueberarbeit leisten, ihr Leben durch die Beschäftigung in ungefunten Industriezweigen um Jahre verkürzen muß, oder ob sie einen Normalarbeitstag von acht Stunden beschäftigt ist, ob sie Feiertage und Nachtschlaf kennt. Soll es sie etwa nichts angehen, wenn der Arbeitsherr ihren Lohn stetig tiefer herunterdrückt, oder wenn er statt dessen gezwungen ist, sich an einen Minimallohn zu halten, der ihr wenigstens die nothwendigsten Existenzbedingungen garantiert? Die Gesetze über die Beobachtung von hygienischen und Sicherheitsmaßregeln, über Kranken-, Alters- und Invalidenklassen sind für die Industriearbeiterin von nicht geringerer Tragweite wie für den männlichen Proletarier, denn auch sie kann jederzeit als Opfer auf dem industriellen Schlachtfelde fallen und erwerbsunfähig werden, ohne daß ihr die Verhältnisse vorher erlaubten, ihre Tage für diesen Fall sicher zu stellen.

Die Bestimmungen über Versammlungs- und Assoziationsrecht haben auch für ihr Leben die gleiche Wichtigkeit wie für den Mann; ihre Fassung und Handhabung ermöglicht ihr entweder einen gewissen Widerstand gegen die Uebermacht des Kapitals oder liefert sie



mit gebundenen Händen und Füßen an dieselbe aus. Das Versammlungsrecht giebt ihr die Möglichkeit sich im Verein mit ihresgleichen über die gemeinschaftlichen Interessen klar zu werden, ihre Forderungen zu stellen. Das Vereinigungsrecht setzt sie in den Stand, sich durch vereinte Kraft in ökonomischer Beziehung gegen die größten Ausschreitungen des Kapitalismus zu vertheidigen, den Kampf für die volle Freiheit der weiblichen Arbeit anzubahnen.

Was die übrigen Gesetze, staatlichen und sozialen Beziehungen anbetrifft, so drücken dieselben ebenso fühlbar auf die Existenz der Arbeiterin wie des Arbeiters. Steuern und Abgaben belasten sie als Produzentin und als Konsumentin, der kapitalistische Staat und der einzelne Kapitalist finden tausendfältige Gelegenheit, ihr sogar von dem abzunehmen, was zur Erhaltung ihrer Existenz unentbehrlich notwendig ist. Auf der einen Seite wird ihr der Verdienst geschmälert, auf der anderen Seite werden ihr die Bedürfnisse vertheuert, und wenn ihr Budget mit einem klaffenden Defizit abschließt, so stellt ihr die Gesellschaft großmüthig und moralisch die Prostitution frei, das „Sicherheitsventil der bestehenden Ordnung“, vorausgesetzt natürlich, daß sie auch hier ihren Zehnten an Schmarotzer und Ausbeuter, oft sogar an den Staat und die Gemeinde entrichtet. Jeder diplomatische Schachzug, jedes Vörsenmanöver macht eventuell ihren Lohn sinken oder raubt ihr ganz die Beschäftigung. Die durch zügellose Spekulation heraufbeschworenen Krisen werfen sie zu Tausenden aufs Pflaster, treiben sie in das Spital, in den Tod, ins Bordell. Kriege legen das industrielle Leben und damit ihren Verdienst auf Jahre hinaus brach. Es giebt kein Verhältniß ihrer Existenz, in dem sie sich nicht in der engsten Abhängigkeit von der Gesellschaft und deren Einrichtungen fühlte.

Wie kann man da verlangen, daß sie mit geschlossenen Augen, mit zugehaltenen Ohren, mit in den Schooß gelegten Händen dem öffentlichen Leben gegenüberstehe, daß sie nicht da ihr Pfund an Rechten fordern solle, wo sie ihren Zentner an Pflichten darbringen muß. Der industriellen Arbeiterin, die ein wichtiger Faktor der nationalen Produktion ist, die mit ihrem Blut und Schweiß den Nationalwohlstand und für sich selbst den Bettelstand schafft, der soll nicht einmal das armselige Recht zusehen, sich in Versammlungen über ihre Interessen zu berathen, Vertreter derselben in die gesetzgeberischen und ausführenden Körperschaften zu wählen, von denen sie die Ueberzeugung hat, daß dieselben das Allgemeinwohl und nicht den Klassenvorteil im Auge haben.

Wie die Frau mit ihrer produktiven Thätigkeit aus der Familie herausgeschleudert worden ist, so müssen sie auch mit ihrem Denken und Empfinden aus dem eng beschränkten Kreis der Häuslichkeit herausgerissen, sie müssen aus der Familie in die Menschheit verpflanzt werden. Die Frau darf sich nicht länger hinter den häuslichen Heerd verziehen, sie muß in der Gesellschaft leben, an Stelle der einseitigen engherzigen, tief egoistischen Familienliebe muß das allgemeine Solidaritätsgefühl treten, das der Frau jetzt so sehr mangelt.

Der wirtschaftlichen Bedeutung der Frau als Produktivkraft müssen auch endlich ihre politischen und sozialen Rechte entsprechen. Das politische Bürgerrecht noch länger von den alten Reminiscenzen an die antiken Kriegerrepubliken abhängig machen, und es der Frau versagen, weil sie nicht Militärdienst leistet, ist eine ganz vorurtheilliche Anschauung, die von dem Tage an in die Kumpelkammer gehörte, wo die Nationalökonomie nachwies, daß alle gesellschaftlich nützliche und notwendige Arbeit gleichwerthig ist. Die Frauarbeit von geringerem Werth als die Männerarbeit zu erklären, ist noch ein Jopf des alten hierarchischen Geistes, welcher die verschiedenen gesellschaftlichen Arbeiten in „hohe“, „edle“ und „gemeine“ Arbeiten eintheilte, und als höchste, edelste — und einträglichste Arbeit von allen die des Kouponabschneidens an die Spitze der gesellschaftlichen Leiter stellte.

In die Kumpelkammer auch mit dem alten abgedroschenen Einwand, der Frau fehle das Verstandniß, „die Reife“ für das politische Leben. Die Theilnahme daran erfordert nur einen gesunden Menschenverstand, praktischen Sinn, klare Einsicht in das eigene Interesse und dessen innigen Zusammenhang mit dem Allgemeinwohl. Die politische und ökonomische Schulung kann die Frau nicht durch das Hinterdemofenhoden erwerben, sie ist eine Folge der Belehrung, der Erfahrung und Beobachtung, die aus dem Leben gewonnen, und die sich die Frau bei ihrer großen Bildungsfähigkeit leicht aneignen wird.

Bis jetzt hat der Theilnahme des weiblichen Geschlechts am öffentlichen Leben der Gewohnheitschleudrian und der Egoismus des Mannes ebenso sehr im Wege gestanden wie die Gleichgültigkeit der Frau. Aber die zwingende Logik der Thatsachen stößt letztere durch fortwährende Verührung mit ökonomischen, mit sozialpolitischen Fragen darauf hin, auch politisch und gesellschaftlich ihre Rechte zu fordern, mittels deren sie auf die Produktionsbedingungen, auf ihr Schicksal Einfluß üben kann.

Und Kraft der Rolle, welche sie in der heutigen Produktion spielt und die mit jedem Tage bedeutender werden muß, wird sie ihre sozialpolitischen Rechte erhalten mit oder gegen den Willen der Männer, ja sogar gegen ihren eigenen Willen. Allerdings hat das weibliche Geschlecht seine sozialpolitische Gleichstellung nicht von der Handvoll Frauenrechtlerinnen zu erwarten und deren fundamentlosem Geschrei, sondern nur von dem Heer der industriellen Arbeiterinnen, die eine feste Basis für die Frauenbewegung geschaffen haben, indem sie die Frau als gesellschaftlich gleichwerthige Produktivkraft, als ökonomisch unabhängig vom Manne bewiesen.

## Eine Probe auf die Behauptungen der Sozialisten.

Aus den Vereinigten Staaten.

Der letzte Census (Volkszählungsbericht) der Vereinigten Staaten zeigt, daß in den zehn Jahren 1870 bis 1880 die Vermehrung der Fabrik-Etablissements, der Anzahl nach, nur einen kleinen Bruchtheil eines Prozents betrug, während das Kapital, über welches diese Etablissements verfügten, sich um 700 Millionen vergrößert hatte.

Seit jener Zeit betrug ferner die jährliche Zahl der Bankerotte im Durchschnitt über 10 000, von denen beträchtlich mehr als die Hälfte auf kleine Fabrikanten fiel, welche durch ihre kapitalmächtigen Konkurrenten aus dem Geschäft getrieben wurden. Es mag also der nächste Census eine thatsächliche Abnahme der Fabrik-Etablissements zeigen, zugleich mit einer bedeutenden Zunahme des darin verwendeten Kapitals. Es versteht sich, daß die „Trusts“, die Ringe, diesen Konzentrirungs-Prozess beschleunigen.

Also überall ein verhältnismäßiger Rückgang der selbständigen Unternehmer, ein Verschwinden der kleinen Betriebe, eine Zunahme der großen Etablissements und damit der Proletarier, die darin beschäftigt sind. Ja, selbst die wenigen großen Etablissements werden ersetzt durch ein einziges Riesenmonopol.

Das ganze Telegraphen-System des Landes ist bereits jetzt in der Hand Jay Gould's. In derselben Weise wird, in nicht allzu ferner Zeit, das ganze Eisenbahnsystem, mit seinen zehntausend Millionen Dollars an Kapital, seinen tausend Millionen jährlichen Einkommens, 200 000 Meilen Eisenbahnen, 40 000 Lokomotiven, 30 000 Personen-, 1 000 000 Güter-Wagen und 500 000 Angestellten — unter eine Verwaltung kommen.

Die Wasser- und Dampfkraft im Fabrik- und Minenbetrieb vergrößert sich zweimal so schnell, wie die Zahl der Arbeiter. In manchen Industrien steht es jetzt schon so, daß die Anzahl der Angestellten sich stetig vermindert, während die Dampfkraft und die Produktion sich bedeutend vergrößern.

Wir brauchen kaum besonders zu betonen, daß die Klasse der Kleinhandlery, welche früher einen so bedeutenden Bruchtheil der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten ausmachte, im schnellen Verschwinden begriffen ist; ein großes Kaufhaus nimmt jetzt, selbst in Dörfern, den Platz von hunderten von Kleinhandlern ein.

Aber die Annahme ist allgemein verbreitet, daß das Lohnsystem, in diesem Lande wenigstens, die Landwirtschaft nicht in demselben Grade berähre, wie andere Beschäftigungsarten; und daß, im Verhältniß zur Bevölkerung, die Zahl der Farmer stark im Wachsen begriffen sei, während die Zahl der ländlichen Lohnarbeiter unbedeutend bleibe.

Diese Illusion ist indeß auch bereits zerstört worden. In den Neu-England-Staaten nahm die Zahl der selbständigen Farmer um 23 000 ab, während die Zahl der ländlichen Lohnarbeiter um 24 000 und das Areal des unter Anbau befindlichen Landes um 900 000 Ader zunahm. Im Staate New-York nahm der unter Kultur befindliche Boden in zehn Jahren um 3 359 000 Ader zu; aber die Zahl der Farmer nahm ab um 13 300, während die Farm-„Hands“ sich um 10 000 vermehrten.

Wo immer die Zahl der Farmer sich vergrößerte, wuchs die Zahl der Farm-Arbeiter in noch viel größerem Verhältniß. In Pennsylvania z. B. vermehrten sich die Ersteren um 14 700, die Letzteren aber um 31 000; und alle die großen Ackerbaustaaten des Westens zeigen eine ähnliche Tendenz. Sobald sie einigermaßen besiedelt sind, wird die Zahl der unabhängigen Farmer sich thatsächlich vermindern, gerade wie in Neu-England und New-York.

In der That, viele der sogenannten Farmer in Ohio, Illinois, Iowa, Indiana u. sind bereits bloße Pächter und kaum weniger abhängig oder bedürftig, wie Lohnarbeiter.

Diese Thatsachen und Zahlen sprechen deutlich genug. Sie enthalten uns einen Zustand der Dinge, welcher, gleichmäßig unter Freihandel und Schutz Zoll, unvermeidlich und mit einer Schnelligkeit, von der wir keinen Begriff haben, zu dem schließlichen Triumph der Gemeinwirtschaft und zur Gründung eines genossenschaftlichen Gemeinwesens führen.

## Für den Zusammenhang zwischen Noth und Prostitution

liefern auch die jüngsten, entsetzlichen Londoner Morde neue Belege.

Whitechapel, wo die Morde sich ereigneten, ist das ärmste Viertel der ungeheuren Stadt. Eine halbe Million menschlicher Wesen, welche durch das Elend in den Provinzen gezwungen wurden, nach London zu wandern, vegetirt hier, ohne sichere Existenzmittel, im scheußlichsten Elend. Winkelige, schlecht erleuchtete Straßen, in beständiges Dunkel gehüllte Höfe, düstere Kreuzwege, stinkende Durchgänge und schmutzige Gassen, welche durch Bogengänge verbunden sind, zusammengewürfelte Häuser, Kneipen und Schlupfwinkel aller Art — das ist ein Bild jenes Stadttheils von London, welcher den „hochgeborenen“ Lords von England, die gesellschaftliche Eigentümer des Bodens sind, jährlich Millionen an Miethzins einbringt.

Und in diesem Viertel, in seinem elendesten Theile, wurden sechs Frauen ermordet — vier in dem Zeitraum eines Monats, alle sechs Nachts vom Samstag auf den Sonntag, alle in einem Raume, der kaum ein halbes Quadrat-Kilometer bedeckt, alle von derselben Hand ge-

schlachtet und verstümmelt, von derselben menschlichen Bestie.

Alle sechs gehörten den ärmsten Klassen an, den Frauen, die von einem Tag auf den anderen leben, die sich gezwungen sehen, von Zeit zu Zeit ihren Körper in den Straßen öffentlich feil zu bieten, um die armseligen vier Pence (30 Pfennige) zu verdienen, welche sie zu einer Schlafstelle und zu einem Stückchen trockenen Brodes bedürfen.

Die Bestie in Menschengestalt, welche in Whitechapel herumstreicht — ein, wie es scheint, „wohlerzogener“ Mensch, der sicherlich gewisse Kenntnisse besitzt, die er nur in einem anatomischen Institut oder in einem Hospital erworben haben kann — lockt die Frauen nach einem besonders düstern Kreuzweg; dort durchschneidet er ihnen mit gewandter Hand die Gurgel mit einem einzigen Schnitt, den er mit außerordentlicher Sicherheit vollführt. Das Opfer vertheidigt, ohne auch nur einen einzigen Schrei von sich zu geben. Dann weidet er dasselbe aus und verstümmelt es.

Einen Augenblick später und irgend ein Passant oder ein Polizist entdeckt den noch warmen Leichnam, aber jede Spur von dem Wahnsinnigen ist verschwunden!

Den nächsten Samstag, zu einer Zeit, wo sich das Elend Londons noch in den Straßen befindet, an einer Stelle, die kaum zweihundert Meter von der eben beschriebenen entfernt ist, wird ein anderer Leichnam gefunden, der Leichnam einer Frau, welche derselben Klasse angehört und die wiederum auf dieselbe Art und Weise ermordet wurde.

An einem dritten Samstag fielen wiederum dem Messer des Wahnsinnigen in der kurzen Zwischenzeit von nur einer halben Stunde, an Orten, die nur wenige Klaster von einander entfernt sind, zwei neue Opfer.

So entsetzlich diese Mordthaten an und für sich schon sind, so werden sie durch die Thatsachen, welche gelegentlich der Untersuchungen enthüllt wurden, an Schauerlichkeit noch übertroffen. Niemand hat sich die Gesellschaft des Alterthums in einem verabscheuungswürdigeren Zustande befunden, als er hier zu Tage trat.

Die Lebensweise jeder Einzelnen dieser Frauen wurde durch die gerichtlichen Untersuchungen, die in England öffentlich geführt werden, festgestellt. Und das Leben jeder derselben war ein Trauerspiel, ein Dasein des Elends, welches ihnen durch die Verhältnisse aufgezwungen wurde.

Annie Chapman war von Charakter gutmüthig, sanft und überall beliebt. Sie war zweimal verheiratet gewesen. Aber sie trank, wie so viele Frauen in England, ob reich oder arm. Diese Leidenschaft gab ihrem letzten Manne, als er sich eine bessere Stellung erworben, den Vorwand, sich von ihr zu trennen. Er sandte ihr jedoch jeden Samstag 12 Schilling (12 Mark) zu ihrem Unterhalte. Eines Tages blieb das Geld aus; der Mann war todt und Annie blieb mittellos. Sie suchte Beschäftigung und arbeitete schwer, wenn sie solche finden konnte. Nur wenn ihr dies unmöglich war, wenn sie nichts zu essen, kein Bett zum Schlafen hatte, nur dann bot sie ihren Körper in den Straßen zum Verkauf aus. Drei Tage vor ihrem Tode erzählte sie, sie beabsichtige, am Sonntag zu ihrer Schwester zu gehen. Sollte ihr diese Schube geben, so wollte sie auf das Land zur Hopfenernte — dem letzten Hülfsmittel der Arbeitslosen in London — gehen. Am Samstag erklärte ihr die Eigenthümerin des Hauses, in welchem Annie schlief, daß, im Falle sie am Abend keine 4 Pence (30 Pf.) zahle, sie kein Bett haben könne. „Nun wohl, ich werde das Geld verdienen, heben sie mir nur ein Bett auf, ich kehre gleich zurück“, rief Annie der Eigenthümerin zu und — begab sich in die Straßen, um einen Käufer zu finden. Sie findet einen. Er führt sie nach einem dunklen Kreuzweg, deren es zahllose in Whitechapel giebt, und eine halbe Stunde später wird ihr verstümmelter Leichnam gefunden.

Die Lebensgeschichte Annie's ist diejenige aller anderen ihres Charakters; es ist die Geschichte Tausender und Tausender von Frauen in allen großen Städten.

Die „große Liebe“, welche bald darauf ermordet wurde, war im höchsten Grade arbeitsam. „Man trifft selten eine Frau, welche so emsig ihren Arbeiten obliegt“, sagte während der Untersuchung ein Zeuge. Durch den Tod ihres Mannes, welcher bei dem Schiffbruche eines Floßes ertrank, in Elend gerathen, war sie beständig auf der Suche nach Arbeit, doch gelang es ihr trotz aller Mühe manchmal nicht, solche zu finden. Dann sah sie sich gezwungen, das Gewerbe der Straßenbirne zu beginnen, um ein Stück trockenen Brotes und ein Bett zahlen zu können. Eine halbe Stunde vor ihrem Tode wurde sie von drei Männern gesehen, vollständig nüchtern und die Anträge eines feingekleideten Mannes zurückweisend. . . . Es gelang jedoch, sie wegzuführen und zu ermorden.

Die Geschichte der zuletzt getödteten Frau, Kelly mit Namen, ist ebenso herzerreißend. Kaum sechzehn Jahre alt, ließ sie sich durch das martialische Aussehen eines alten Soldaten bestechen. Vier Kinder entsprangen dem Zusammenleben. Sie erzog sie alle und verheiratete die älteste Tochter. Nach zehnjähriger Ehe verschwand der Soldat und ließ sie mit den Kindern allein im Elend. Sie hörte niemals mehr etwas von ihm. Jetzt kamen düstere Tage — Tage, wie man sie nur in Großstädten erleben kann, und von denen die Landbewohner keinen Begriff haben. Endlich, nach sieben traurigen Jahren, traf sie einen Mann Namens Kelly, der sich in sie verliebte. Sie zogen zusammen — er, glücklich, wenn es ihm gelang, auf dem Markte die Gemüßwagen abladen helfen zu dürfen; sie führte die Haushaltungen einiger der ärmsten Familien in Whitechapel und war froh, wenn sie nach zwölfstündiger, harter Arbeit genug verdient hatte,



um ihre Nahrungsforgen in etwas zu lindern. Trohdem war sie immer vergnügt, stets ein Liebchen trällernd und von allen Nachbarn gern gesehen. Der Sommer kam; Kelly und seine Frau begaben sich auf's Land, um durch Feldarbeit besseren Verdienst zu bekommen. Aber der Frost trat dieses Jahr sehr früh ein, und sie mußten bald nach der Stadt zurück. Während der letzten zwei Wochen gelang es ihnen nur, einmal 1s. 8d. (10 Groschen) und das andere Mal 6d. (36 Pfennige) zu verdienen. Sie schliefen auf der Straße, in den dunklen Ecken von Whitechapel und durchteilten des Tags über die Straßen Londons, Beschäftigung suchend, natürlich mit leerem Magen. „Ich litt“, sagte Kelly zu dem Untersuchungsrichter, „weil ich sie leiden sehen mußte. Es regnete oft ganze Nächte hindurch und wir konnten uns weder vor dem Regen, noch vor der Kälte schützen. Ich wollte es nicht zugeben, daß sie zur Hure wurde, aber . . . Endlich, am Sonnabend Abend, begab sie sich mit ihrem Körper auf die Kundenjuche, in der Hoffnung, einige Pence für Brot „verdienen“ zu können. Sie kehrte nicht mehr zurück.“ Und Kelly weinte heiße Thränen über den Verlust seiner Gefährtin, die er während sieben Jahren geliebt hatte.

Welch' eine furchtbare Noth, Welch' eine Seelenqual, welches, trotz aller Kraft, hoffnungslose Ringen gegen das moralische Verfinstern diese Elendsdramen uns vor Augen! Und es sind keineswegs nur fünfzig oder hundert Familien, welche auf solche Weise leben; nein, man kann sie nach Zehntausenden in London allein zählen. Ein Drittel sämtlicher in den Fabriken von London angestellten Frauen und Mädchen sehen sich gezwungen — im wahren Sinne des Wortes gezwungen — auf die eine oder andere Art Geld zu verdienen, welches ihnen zur Erlangung der nöthigsten Nahrung fehlt, ganz abgesehen von den Tausenden, die beständig, Jahr aus, Jahr ein, auf dem Pflaster liegen.

Mehr als eine halbe Million Einwohner von London vegetirt in diesem Zustande, und wie viele Annie's, Kelly's und „Große Lieb'n“ befinden sich in dieser Zahl, von denen man nichts hört, weil sie — nicht ermordet wurden.

## Zentralisation oder lokale Gewerkschaften?

Offener Brief von Gustav Kessler.

Als ich meinen Brief in der Organisationsangelegenheit schrieb, war es mir vollkommen klar, daß ich mit demselben manchen Anstoß bei den Zentralisationen erregen würde, und ich war neugierig, was man wohl erwidern könnte. Ich hatte eigentlich auf recht viele und recht sachliche, auf recht scharf begründete Widersprüche gerechnet, und hatte mich auf deren Beantwortung vorbereitet. Ich glaube, es würden einzelne Punkte über den Werth der Zentralisationen sachlich erörtert und mit Zahlen belegt werden. Ich nahm an, mir würde Gelegenheit gegeben werden, das von mir empfohlene System der Organisation scharfer zu umschreiben und zu umgrenzen.

Ich habe oft und rund erklärt, ich bin kein Feind der bestehenden Zentralisationen. Da wir hier nicht mit dem unbedingt Guten, sondern nur mit dem bezüglich Guten zu rechnen haben, so habe ich ab und an sogar das Gründen von Zentralisationen empfohlen, wie z. B. den Studateuren. Wo eine Gewerkschaft fast überall örtlich so schwach ist, daß sie am Orte irgendwie lebensfähige Organisation bilden kann, ein gewerkschaftliches Zusammenschließen als einzelne Gewerkschaft aber doch wünschenswerth ist, da bleibt nichts anderes übrig, als eine Zentralisation zu gründen.

Auch bei solchen Gewerkschaften, die zwar an einzelnen Orten eine größere Mitgliederzahl haben, an sehr vielen aber nur wenige Personen aufweisen, wird eine Zentralorganisation wirksam und gut sein, wenn sich hier auch schon ein gemischtes System empfiehlt, wie es z. B. die Steinmengen besitzen, deren musterhaft geleiteter Verband mit den lokalen Organisationen im schönsten Einvernehmen lebt. Wo man mir eine thatsächlich bestehende, brauchbare Zentralorganisation zeigen kann, da erkenne ich sie gerne als das an, was sie ist. Ich bin ihr nicht feindlich. Ich verlange nicht ihre Auflösung.

Warum auch? Es führen viele Wege nach Rom! Wer seinen Lebensunterhalt mit Wasser und Grünfutter bestreitet, ist mein Feind nicht, der ich gerne ein gut Stück Fleisch esse und einen guten Tropfen liebe. Im Gegentheil, er macht mir keine Konkurrenz. Wer seinen Verbruch durch Einwickelung in nasse Dedden zu heilen versucht, ist auch mein Gegner nicht; was geht mich seine Narrheit an. Ich werde beiden nur dann entgegenreten, wenn sie etwa versuchen sollten, Arbeitern einzureden, sie hätten eine neue Art erfunden, die soziale Frage zu lösen, wenn sie ihre Eigenheiten über den Kochtopf und die Krankenpflege hinaus zum Schaden der Arbeiterbewegung verwerthen wollen. Wer seinen Leichnam verbrennen lassen will, der mag es thun; wer sich begraben lassen will, den werde ich auch nicht hindern. Mir erscheinen solche Fragen als müßige Spielereien beschäftigungsloser Bourgeois, da kümmerge ich mich nicht darum.

Ich bin tolerant in allen Fragen, nur in einer nicht. Wenn Jemand aus irgend einer persönlichen Schrunke die naturgemäße Entwicklung der Arbeiterbewegung hindern will.

Mag Zentralorganisationen bilden wer da will, ich werde ihm nie entgegenreten. Sowie aber eine schwache Zentralisation sich anderen kräftigeren Bewegungen feindlich entgegenstellt, wenn sie um des Mittels willen den Zweck aus den Augen verliert, wenn sie sich als ein

Mittel beweist, die Arbeiterbewegung zu verjümpfen, dann werde ich ihr stets entgegenreten.

Das ist meine Stellung zur Sache.

Gegen meinen Brief liegen nur zwei Auslassungen bis jetzt vor. Mit der einen ist schnell fertig zu werden.

Ich sagte in bescheidenen bedingten Worten: Eine Zentralisation, die sich auf ein ganzes Land erstreckt, wäre die zweckmäßigste Organisation. Mein Gegner glaubt mich vollkommen todt zu schlagen, indem er sagt, eine solche Organisation „ist“ die beste. Um den bedingten Fall durch den bestimmten Fall ersetzen zu dürfen, hätte er aber zeigen müssen, wo eine solche sich über das ganze Land erstreckende, alle Kameraden in Deutschland umfassende Zentralisation besteht. Wenn er sie nicht vorweisen kann, so wollen wir es bei der bedingten Form lassen. Ich bleibe also dabei, eine Zentralisation würde gut sein, wenn sie sämtliche deutsche Kameraden umfassen würde. Wenn sie aber nach mehr als vierjähriger eifriger Mühe noch nicht ganz 5 pCt. derselben umfaßt, dann ist eine solche „gute Zentralisation“ eben nicht vorhanden. Mit dem Herrn Gegner, der von solch einer falschen Voraussetzung ausgeht, brauche ich mich nicht zu streiten. Ich kann ihm sagen: Du hast recht! zeige nur, wo die von dir angenommene Thatsache zutrifft!

Mit mehr Ernst müssen wir einen Gegner, Herrn Dietrich, in der „Buchbinderzeitung“ nehmen. Die Ausführungen dieses Herrn sind rein sachlich und anständig. Ich kann mich durch dieselben aber doch nicht für widerlegt erachten.

Herr Dietrich sagt, meine Annahme, daß zentralisirte Arbeiterorganisationen durch die Vereinsgesetze (in Preußen, Sachsen u.) an der von mir als allein wirksam angesehenen Agitation behindert sind, schließe nicht aus, daß sie den Kampf um günstige Lohn- und Arbeitsbedingungen wirksam führen und sie den Vereinsgesetzen entsprechend einrichten können. Er meint dabei: „die Behandlung der wirtschaftlichen Fragen, in Verbindung gebracht mit den jedem einzelnen Gewerbe anhaftenden Mängeln, könne nach den Vereinsgesetzen nicht behindert werden.“

Die letztere Behauptung ist nicht ganz richtig. Es liegen richterliche Entscheidungen vor, wonach auch die Lohn- und Arbeitsbedingungen größerer Gewerkschaften sehr gut als „öffentliche Angelegenheiten“ sich ansetzen lassen. Außerdem gehört eine große Gewandtheit in der Rede dazu, um diese Klippe zu vermeiden und dann lehrt die Erfahrung, daß die Beschränkung auf die Mängel im Gewerbe die Vereinsversammlungen langweilig macht. Es werden immer lokale Werkstufen-Angelegenheiten verhandelt, deren agitatorische Wirkung zwar zur Erzielung eines Ausmaßes, aber nicht zur Aufklärung der Mitglieder ausreicht. Wir können davon aber als unwesentlich absehen und könnten beide Sätze als richtig zugeben, ohne von dem, was ich gesagt habe, auch nur ein Wort zurücknehmen zu müssen. Daß die zentralisirten Verbände in der Regel so schwach bleiben, ist eine Thatsache. Möge mir Herr Dietrich einen Verband einer größeren Gewerkschaft nennen, der stark genug ist, einen wirksamen Lohnkampf in einem größeren Ort zu führen. Wenn erst diese Möglichkeit festgestellt ist, dann wollen wir erörtern, ob der Verband seine Taktik den Vereinsgesetzen anpassen kann.

Ich habe gesagt in Lehrsatz 5, 6 und 7, daß den Zentralverbänden in den meisten Staaten Deutschlands die Möglichkeit fehlt, durch Agitation stark zu werden, daß sie deshalb schwach und ohnmächtig bleiben.

Wer meine Sätze widerlegen will, muß diese drei Lehrsätze durch Thatsachen widerlegen.

Ich behaupte, es giebt in keiner größeren Gewerkschaft eine Zentralisation, die der Rede werth ist. Die Schuld daran liegt in der Trägheit der Massen. Diese Trägheit ist nur durch sozialpolitische Agitation zu überwinden, diese fehlt den Zentralverbänden.

Es ist für mich ganz gleichgültig, was nicht vorhandene starke Zentralverbände vielleicht leisten können, ich kann zugeben, daß sie das möglichst Schönste leisten können, die Thatsache bleibt stehen: sie sind nicht da!

Ich schreibe nicht gegen die Zweckmäßigkeit bestehender starker Zentralverbände, ich habe sie ja für die beste Organisation erklärt, sondern ich halte den Versuch, starke Zentralverbände herzustellen, für aussichtslos, für Zeitverschwendung bei der Lage der heutigen Gesetzgebung.

Auch irrt Herr Dietrich, wenn er meint, ich wäre mit meinem Urtheil schnell fertig, wenn ich in Lehrsatz 8 das Klassenwesen „einzelnere Verbände“, so sieht es dort, Herr Dietrich, für nicht erheblich erachte, es bei Seite lassen. Der Ausdruck „einzelnere Verbände“ zeigt wohl für jeden, der nicht flüchtig liest, daß ich nicht alle Verbände über einen Kamm schere, wie Herr Dietrich meint. Ich spreche mich über das Unterstützungsclassenwesen in dem Lehrsatz 8 überhaupt gar nicht aus, table es nicht, lobe es nicht, ich erwähne es nur der Vollständigkeit wegen. Der Raum verbot es mir, darauf ausführlicher einzugehen.

Nicht ich brauche zu beweisen, daß Verbände in der Regel unbedeutend sind, die Verneinung ist nicht zu beweisen. Mein Gegner muß beweisen, daß es bedeutende Verbände giebt. Das ist sehr gut begründete logische Beweisregel. Wie soll man beweisen, daß etwas nicht ist? Wenn mir das Vorhandensein eines Dinges nicht bewiesen wird, brauche ich an sein Bestehen nicht zu glauben. Also bitte, Herr Dietrich, zeigen Sie durch genaue Zahlenangaben einen „bedeutenden Verband“ in einer größeren deutschen Gewerkschaft, d. h. doch wohl einen Verband, dem die Mehrheit der Gewerkschaften angehört. Ich kenne keinen, lasse mich aber gerne belehren.

Dann Herr Dietrich, wo habe ich von „streng ört-

licher“ Organisation jemals gesprochen? Ich habe stets die Organisationen empfohlen, wie in dem „Briefe“ sie angegeben sind. Herr Dietrich wird selbst zugeben, daß das ganz etwas anderes ist als ein Zentralverband.

Daß aber die von mir angerathene Organisationsform, die freilich Alles besitzt, was die Zentralverbände besitzen, dabei aber den Vortheil hat, in der Agitation nicht beschränkt zu sein, fähig ist, auch die Mittel, die sie gebraucht, aufzubringen, das haben Thatsachen bewiesen. Wenn man die Summen in Betracht zieht, die z. B. der Leipziger Maurerstreik 1884, der Berliner Maurerstreik 1885, verschiedene Töpferstreiks seit mehreren Jahren gekostet haben, was diese Organisationen, die keine Zentralisationen waren, geliefert haben, so möchte ich Herrn Dietrich doch bitten, einmal einen Zentralverband zu nennen, der aus den Leistungen seiner Mitglieder, darauf kommt es an, auch nur Annäherndes geleistet hat. Vielleicht weiß er einen.

Der Arbeiter soll die ihm gesteckten Grenzen durchaus nicht selbst enger ziehen, er thut dies aber, indem er Zentralisationen gründet, die ihn in der Macht der Agitationsmittel beschränken. Die Form ist die beste, mit der ich unter den gegebenen Umständen das Beste leisten kann. Das ist in der Regel die Zentralisation nicht. Wie die Kongresse zu gestalten sind, um die Vereine nicht zu berühren, habe ich oft genug erörtert. Ich will heute darüber hinweggehen.

Daß Herr Dietrich, wie ich selbst, die Wahrheit sucht und nichts weiter, davon bin ich fest überzeugt. Eine Meinungsverschiedenheit, die, wie ich gezeigt, zum Theil auf unrichtiger Auffassung meiner Sätze beruht, wird uns nicht abhalten, uns gegenseitig mit Achtung zu behandeln. Ich habe es gerade nach den Erörterungen, die in neuerer Zeit über die Organisationsfrage geführt sind, für sehr nothwendig gehalten, daß man sich um diese Frage nicht mehr herumdrückt oder sie mit Phrasenbrettern bekleistert, sondern endlich Thatsachen reden läßt.

Es soll mich sehr freuen, von Herrn Dietrich in der Sache bald mehr zu hören.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß eine reichsgerichtliche Entscheidung in den letzten Tagen ergangen ist, die die Arbeiterorganisationen tief berührt. Sie liegt noch nicht im Wortlaut vor. Es ist möglich, daß ich nach derselben meinen Organisationsvorschlag in einigen nicht gerade wesentlichen Punkten werde ergänzen müssen.

Ich passe mich eben immer den Verhältnissen an; ändern diese sich, so muß sich auch unsere Kampfweise ändern.

## Politische Nachrichten.

Donnerstag voriger Woche fanden in der französischen Kammer Debatten über die von Basly beantragte Aufhebung der Getreidezölle statt. Am interessantesten war die Aeußerung eines Grundbesitzers selber. Der Graf Douville-Maillefeu rief den Schutzzöllnern zu: „Getreidezölle haben immer nur Denjenigen genützt, welche große Vermögen im Grundbesitz angelegt haben. Ich kenne Großgrundbesitzer, die seit der Einführung der Getreidezölle 6000 Francs jährlich mehr einnehmen als früher, weil sie ihre Pächter haben steigern können. Man bewirtschaftete seinen Boden selber, wie ich es thue, dann wird man keine Getreidezölle brauchen!“ Diese Apoptrophe eines Großgrundbesitzers an seine junkerlichen Standesgenossen ist werthvoll genug, um hier festgehalten zu werden.

In Frankreich macht der Verlauf und das Ende eines Prozesses Aufsehen, welcher am Sonnabend in Nimes verhandelt wurde, und welchen der Deputirte Andrieux gegen den Deputirten Ruma Gilly angestrengt hatte. Der letztere hatte bekanntlich behauptet, daß die 20 Mitglieder der Budgetkommission sich nicht geringere Unredlichkeiten hätten zu Schulden kommen lassen, wie sie dem Schwiegersohn Grey's, Wilson, nachgesagt wurden. Darauf erhob Andrieux als Mitglied der Budgetkommission Klage gegen Gilly. Zu Beginn der Verhandlungen wurde eine Denkschrift Gilly's verlesen, welche zahlreiche verdächtige Gesäfte anführt, bezüglich deren Zeugen vernommen werden sollen. Peyron, Gilly's Advokat, gab vor, beweisen zu können, daß die Eisenbahnkompagnien die Abgeordneten förmlich besoldeten und zu diesem Zwecke 14 Millionen Francs hingegeben hätten. Peyron sprach hierauf von einer Börsen-Spekulation bei Gelegenheit der Publikation des Berichtes der Kommission in Betreff des Panamakanals. Diesen Bericht habe das Ministerium 4 Tage lang behalten, ohne ihn mitzutheilen. Nach Mittheilungen aus Paris ist das schnelle Ende des Prozesses dadurch herbeigeführt worden, daß Andrieux seinen Klageantrag zurückzog, nachdem der Gerichtshof alle Angaben, welche nicht gegen den Kläger als solchen persönlich gerichtet waren, von der Verhandlung ausgeschlossen hatte; hierdurch wurde der Angeklagte Gilly bestimmt, zu erklären, daß seine Bemerkungen nicht gegen Andrieux gerichtet gewesen seien. Von der Mehrzahl der Pariser Zeitungen wird der Prozeß in Nimes als ein Possenspiel bezeichnet. Die gewaltsame Unterdrückung der Diskussion sei verhängnißvoll für die Kammer, denn die Angriffe gegen dieselben würden nur in schärferer Form erneuert werden. Das Ganze liefert wieder einmal eine Andeutung dafür, wie alle öffentlichen Verhältnisse durch den Einfluß des Großkapitals korrumpirt werden.

Ueber eine große italienische Friedenskundgebung berichten die Blätter. Am Sonntag hat in



Mailand eine Versammlung von Delegierten der norditalienischen demokratischen und Arbeiter-Vereinen stattgefunden, in welcher folgende Resolution angenommen wurde:

In Erwägung, daß es Italiens besondere Aufgabe ist, ein Element des Friedens zu sein und keine gefährlichen Kriege zu unterhalten, namentlich nicht gegen Frankreich, mit dem wir durch unzählbare Bande verknüpft sind;  
in Erwägung, daß wenn das offizielle Italien leistungsfähig den Krieg will, jenes Italien, das leidet und arbeitet, entschlossen den Frieden verlangt;  
ladet die Versammlung alle Vereine ein, sich in gleichem Sinne auszusprechen und fordert sie auf, ihre Friedenswünsche laut zu verkünden, damit überall da, wo das Wort der Regierung und das Parlament unzureichend ist, der gesunde Menschenverstand und der entschiedene Wille der Nation sich geltend mache.

In Ermangelung eines näher liegenden Denunziationsstoffes hat die „Kreuztg.“ ein anarchistisches Plakat in dem sehr unkontrollierbaren Tunis entdeckt. Sie läßt sich darüber direkt aus Tunis, 13. November, schreiben: Am vorgestrigen Sonntagmorgen sah man zahlreiche rote Plakate an den weißen Mauern und Häusern der Stadt, welche, in italienischer Sprache verfaßt, anarchistische Schmähungen der größten Art gegen die bürgerliche Gesellschaft enthielten, die „das Gesezbuch, den Gensdarmen

und den Henker“ zu Verteidigern habe. Eines dieser Plakate war überschrieben: Die internationale Vereinigung der Arbeiter den Arbeitern und allen Unterdrückten! Es enthielt das folgende angenehme Programm der „Propaganda durch die That“: Kein Stein des Aufbaues der bürgerlichen Gesellschaft soll auf dem andern bleiben. Keinerlei Regierungsform, statt dessen freie Vereinigung der Arbeiter. Kein Eigentum, sondern Gütergemeinschaft. Keine Ehe, sondern freie Liebe. An Stelle der Religion: die Wissenschaft. An Stelle des Vaterlandes: die Solidarität der Menschen untereinander. — Das hat der afrikanische Löwe — oder ist es ein Spitzel? — sehr gut gebrüllt!

Der deutsche Reichstag ist am Donnerstag mit einer Thronrede eröffnet worden, die nichts Neues enthält. Hervorheben wollen wir nur, daß eine Novelle zum Krankenkassengesetz angekündigt wird — bekanntlich soll sich dieselbe hauptsächlich gegen die freien Hilfskassen richten — daß die Alters- und Invalidenversicherung besonders betont und es weiter als „Aufgabe des Reiches“ hingestellt wird, den „afrikanischen Weltteil für die christliche Geseftung zu gewinnen“. Dem gleichzeitig vorgelegten Marineetat ist eine Denkschrift beigelegt, wonach in den nächsten Jahren ca. 117 Millionen Mark für den

Bau von 28 neuen Schiffen erforderlich sein würden. — In die eigentlichen Verhandlungen ist der Reichstag noch nicht eingetreten.

Mit Potemkin'schen Dörfern vergleicht die „Berl. Volksztg.“ den kürzlich stattgefundenen Fackelzug der „Königstreuen“ Arbeiter Breslaus zu Ehren des deutschen Kaisers. Der Macher desselben erhielt einen Orden. Es ist das derselbe Fabrikbesitzer Seidel, der seinerzeit die antisemitischen Demonstrations-Versammlungen zu Gunsten von Schönerer und Stöcker veranstaltete. Dagegen scheint er sich bezüglich der Kosten des Fackelzuges nicht übermäßig angestrengt zu haben, da man für denselben nachträglich in einem öffentlichen Aufruf der „Schlesischen Zeitung“ noch Beiträge sammelt, weil, wie es in dem Aufrufe heißt, es „nicht unerheblichen Kosten bei weitem noch nicht gedeckt sind, und den hiesigen christlichen Arbeitervereinen nicht wohl zur Last gelegt werden können.“ — Es wäre nicht übel, wenn die „Christlichen“ für ihre Loyalität schließlich auch noch ausgepändert würden!

In der Grünauer Affäre war bekanntlich von der Köpenicker Anwaltschaft Verurteilung eingeleitet worden. Die neue Verhandlung ist nunmehr am 28. November, Vormittags 10 Uhr festgesetzt (Moabit, Strafkammer 2 des Königl. Landgerichtes II.)

**Cigarren u. Tabake**  
reichhaltiges Lager  
von  
**C. Klein.**  
15. Mitterstraße 15.

Dieselbst Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronccure (G.D. 60.)  
**München-Gladbach.**  
Der Unterzeichnete nimmt Bestellungen auf die „Berliner Volks-Tribüne“, Wahren Jakob, Süddeutschen Postillon, Französische Revolution u. s. w. entgegen.  
Die Abonnenten werden ersucht, nicht nur selbst zu lesen, sondern wir auch neue Abonnenten zuzuwenden, was eines Jeden Pflicht ist.  
**Wilhelm Kreisköther,**  
Viktoriastraße 22.

**Restaurant Herm. Liewald,**  
Mariannenstraße 46,  
empfiehlt seinen großen Mittagstisch nach Auswahl mit Bier 45 Pfg. — Abendstisch nach Auswahl zu mäßigen Preisen, sowie vorzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.  
Ein Vereinszimmer mit Pianino, 50 Personen fassend, ist zu vergeben.

Empfehle meine Glaserei, Spiegel- und Bildereinrahmung, Verkauf von Gruppenbildern, ferner Kassale und Marx, in Oel- und Schwarzdruck. Neu: Kassale und Hafencleber als Präsidenten des Allgemeinen deutsch. Arbeitervereins. Aufträge nach außerhalb werden prompt besorgt.  
**R. Scholz,**  
Wrangeistraße 32.

**Roh-Tabak!**  
Sumatra Deckblatt 2 Pfd. 260 Pfg.  
Java reines Raubblatt 50 u. 90 Pfg.  
Domingo Umblatt 90 Pfg.  
Carmen Umblatt 90 Pfg.  
sowie alle in- und ausländischen Sorten in billigster Preislage empfiehlt  
**H. Herholz,**  
Brunnenstrasse 145.

**Schürzen!**  
Allen geehrten Freunden theile ich hierdurch mit, daß ich hierorts eine Schürzenfabrik errichtet habe. Ich empfehle: Kinderschürzen für jedes Alter, Schürzen für junge Mädchen, Schürzen für Damen, Wirtschaftsschürzen zc. zc. Waschstoffe und gutes Seiden garantirt. Ich verleihe dieselben nach allen Orten Deutschlands, bei Entnahme im Betrage von 10 M. franco gegen Nachnahme. Bei Kinderschürzen genügt die Angabe des Alters. Preisliste gratis und franko.  
Es wird mein eifriges Bestreben sein, jeden Besteller und Bestellerin zufrieden zu stellen, und bitte mein Unternehmen freundschaftlich zu unterstützen.  
**Wittwe Max Kayser,**  
Dresden, Neustadt, Louisestr. 84.

**Cigarren u. Tabake**  
reichhaltiges Lager,  
empfiehlt  
**E. Wilschke,**  
Junckerstr. 1, Ecke d. Markgrafenstr.  
**Das Konzert,**  
welches vom Gesangsverein Guttenberg und vom Gesangsverein der Tapezierer Berlins am 25. November stattfinden sollte, wird nicht von der Behörde genehmigt. Wann dasselbe stattfindet, wird später bekannt gemacht.  
**Die Vorstände.**

**Möbel-, Spiegel- u. Polsterwaaren-Magazin**  
von  
**Julius Apelt, Sebastianstraße 27-28.**  
Reelle Waare. Prompte Bedienung.

**Gold- und Silberwaaren**  
zu Fabrikpreisen.  
Grosse Auswahl goldener Ketten, Armbänder, Kreuze, Medaillons, Broches und Ohrringe, sowie in Golddoublet und Silber. Spezialität: Fabrik massiver Ringe, Lager in goldenen Damen-Uhren, Korallen, Granaten und Silbersachen. Korallenschnüre in den schönsten Farben und grosser Auswahl bei billigster Preisberechnung.  
Trauringe à Ducaten 11 Mk.  
Eigene Werkstatt für Neuarbeiten und Reparaturen.  
**Aug. Schulze, Goldarbeiter**  
BERLIN,  
35. Kommandantenstr. 35, 1 Treppe.  
Bitte genau auf Firma und Hausnummer zu achten.

**Robert Blum und seine Zeit.**  
Von Wilhelm Liebknecht.  
„Robert Blum und seine Zeit“ erscheint in 5 Hefen, zusammen circa 20 Bogen stark. Der Preis des Heftes beträgt 25 Pfg.; nach auswärts erfolgt gegen Einsendung von je 35 Pfg. Frankozufendung eines jeden einzelnen Heftes. Die fünf Hefte zusammen versenden wir franko zu M. 1.45 gegen Einsendung dieses Betrages in baar oder Marken.  
Gebunden kann das Werk nach Erscheinen zu M. 1.75 bezogen werden.  
Heft 1 und 2 sind schon erschienen.  
Zu beziehen durch die Expedition des „Berliner Volksblatt“  
Zimmerstraße 44.  
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Die von Mitgliedern des Fachvereins gegründete  
**Produktiv- und Rohstoff-Genossenschaft**  
der Schneider zu Berlin (E. G.)  
30 Zimmerstrasse 30  
empfiehlt sich einem geehrten Publikum zur Anfertigung von Herren-Garderoben jeder Art. Reichliche Auswahl in- und ausländischer Stoffe.  
Reelle Bedienung, guten Sitz, solide Preise garantirt der Vorstand.  
Gleichzeitig machen wir auf unser reichhaltiges Lager: Frühjahr- und Sommerpaletots, aufmerksam. Um zu räumen herabgesetzte Preise!

**Neu! Der Volksfreund Neu!**  
gehalten wie die Neue Welt.  
**Die französische Revolution** von W. Bloß.  
Liefert die Buchhandlung von  
**R. Kohlhardt, Brandenburgstrasse 56**  
frei ins Haus.

Anerkannt bestes Festgeschenk für unsere Kinder:  
**Illustrierter deutscher Jugendschatz**  
Eine Festgabe  
für Knaben, Jünglinge, Mädchen, Jungfrauen.  
15 Bogen hochelegant gebunden M. 3.  
Das vorliegende Buch dient lediglich der Aufklärung und hält sich fern von allem bigotten und verdammenden Treiben, dem wir so oft in den deutschen Jugendschriften begegnen. Dass man gleichwohl allem Guten, Edeln und Schönen gerecht werden, dass man alle Seiten des menschlichen Herzens auch ohne solche Zuthat anschlagen könne — dass ist der Inhalt des Buches volltätigster Zeuge: Das hoffen wir getrost.  
Verlag von **R. Thiele, Leipzig, Leplaystr. 12.**  
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Saubere Schlafstelle für Herrn bei Schwarz  
Oranienstr. 208, vorn II.  
**E. Kuntze,**  
Stalitzerstr. 18. (Zum lustigen Stiefel)  
empfiehlt seinen reichhaltigen und kräftigen  
Frühstück- u. Mittagstisch mit Bier 50 Pfg.  
Abendstisch nach Auswahl zu soliden Preisen.

**Grosse öffentliche**  
**Versammlung**  
der Zimmerer Berlins und  
Umgegend  
am Dienstag, den 27. November,  
Abends 8 Uhr.  
Tagesordnung:  
Kürzung der Arbeitszeit und Lohnerhöhung.  
Referat und Diskussion.  
Der Einberufer.

**Vorstände eingetrag. Hilfskassen.**  
**Große Versammlung.**  
Mittwoch, den 28. d. M., Abends 9 Uhr,  
in Heibrich's Saal, Deuthstr. 20.  
Tagesordnung:  
1. Bericht der Kommission und Vorlegung des  
Petitionsentwurfs.  
2. Antrag: eine ständige Kommission zur Er-  
mittlung von nützlichen Einführungen für das  
freie Kassenwesen zu wählen.  
Die Kommission ersucht sämtliche Vorstände  
sowie Vertreter von Vorständen zentralisierter Kassen,  
bei dieser Versammlung vollständig zu erscheinen.  
Der Petitionsentwurf liegt am Eingang zur  
Empfangnahme aus.  
Die Kommission.

**Fachverein der Tapezierer.**  
Montag, den 26. d. M., Abends 8 1/2 Uhr,  
in Feuersteins Salon, Alte Jakobstraße 75.  
**Mitglieder-Versammlung.**  
Tagesordnung:  
1. Vortrag und Diskussion, Ref. Herr Dr.  
Stahn, über: „Vergangenheit, Gegenwart und  
Zukunft der Erde“.  
2. Wahl einer Werkstätten-Kontroll-Kommission.  
3. Vereinsangelegenheiten und Fragekasten.  
Mitglieder-Aufnahme findet vor Beginn der  
Versammlung statt.  
Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben  
 Zutritt. Quittungsmarke legitimirt.  
Wegen der wichtigen Tagesordnung ist es doppelt  
Pflicht, zahlreich zu erscheinen und ersucht freundschaftlich  
darum  
Der Vorstand.

**Der Unterstützungsverein der**  
**Maurer Berlins**  
feiert am Dienstag, den 27. d. M., Abends  
8 Uhr, sein  
**1. Stiftungsfest,**  
verbunden mit einer Festschilde des Herrn Max  
Schipfel, sowie Veröffentlichung einer Statistik  
über die Leistungen des Vereins in diesem Jahre,  
in Heibrich's Festsaal, Deuthstr. 20  
(Verein f. Kaufleute).  
Mitgliedskarte legitimirt.  
Freunde, durch Mitglieder eingeführt, haben  
 Zutritt.  
Zur Deckung der Unkosten Entree nach Belieben.  
Um recht zahlreiche Beteiligung bittet  
Der Vorstand.

**Der Arbeitsnachweis**  
der  
**Klavierarbeiter**  
befindet sich nach wie vor Waldemarstr. 61 im  
Restaurant **Wäcker.** Die Adressenansgabe findet  
jeden Abend von 8-9 1/2 Uhr und Sonntags  
Vormittags von 10-11 1/2 Uhr, sowohl an Mit-  
glieder wie auch an Nichtmitglieder unentgeltlich  
statt.  
Die Arbeitsvermittlungskommission.

**Arbeitsnachweis für Tischler.**  
Der vom Fachverein der Tischler begründete  
Arbeitsnachweis befindet sich Alte Jakobstr. 38  
im Restaurant Schumann. Die Arbeitsvermit-  
tlung geschieht für Meister und Gesellen (auch  
Nichtmitglieder des Vereins) unentgeltlich.  
Die Adressenansgabe erfolgt an Wochentagen  
von 8 1/2 bis 10 Uhr Abends, Sonntags  
von 9 bis 11 Uhr Vormittags. Da sich  
die vier Kassierer der Ortskrankenkasse der Tischler  
und Pianofortearbeiter Berlins verpflichtet haben,  
sich ihrerseits jeder Adressenansgabe zu enthalten,  
ersuchen wir, nur den obengenannten Ar-  
beitsnachweis zu benutzen. Der Vorstand.



## Irland.

Von Ferd. Freiligrath.

An roth'ger Kette liegt das Boot;  
Das Segel träumt, das Ruder lungert.  
Das macht, der Fischerbub ist todt;  
Das macht, der Fischer ist verhungert!  
Denn Irlands Fisch ist Herrenfisch;  
Der Strandherr prüft vom reichen Fange,  
Der aber bleibt des Fängers Fisch —  
So starb der Fischer, so sein Range.

Die Heerde blökt, die Heerde brüllt;  
Welch ein Gedräng von Küh'n und Schafen!  
Der Hirt, in Lammern schlecht verhält,  
Treibt sie an's Meer zum nächsten Hafen.  
Denn Irlands Vieh ist Herrenvieh:  
Das gerne Pady's\*) Knochen stärkte  
Und seiner Kinder brechend Arie —  
Der Grundherr schickt's auf fremde Märkte.

Drum ist kein Viehstall ihm ein Born  
Der Leppigkeit und des Genusses,  
Und jealich Kuh- und Bullenhorn  
Wird ihm ein Horn des Ueberflusses.  
Er läßt zu London und Paris  
Den Spieltisch unter'm Gold sich biegen:  
Sein Volk, das er zu Hause lieh,  
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

Halloh, hallo! Grün-Grün Jagd!  
Pady, lang' zu! das nenn' ich Jiemer!  
Umsonst! auch das wird fortgebracht,  
Meerüber mit dem ersten Steamer!  
Denn Irlands Vieh ist Herrenvieh:  
Es fällt des Grundherrn Bauch und Taschen,  
Der bleiche Knecht, des Glends Bild,  
Hilf Gott! ist selbst zu matt zum Pochen!

So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,  
Das heißt: daß ihn sein Poner möste;  
Statt auszutrocknen seine Wags —  
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!  
Er läßt den Boden nutzlos ruhn,  
Drauf Palm an Palm sich wiegen könnte;  
Er läßt ihn schänd dem Wasserhuhn,  
Dem Aibig und der wilden Ente!

Ja doch, bei Gottes Klode: — Sumpf  
Und Wüdnis vier Millionen Acker!  
Ihr aber seid blafirt und stumpf,  
Faul und verfaul't — euch weßt kein Becker!  
O, irisch Land ist Herrenland:  
Drum sehn die Mütter an den Wegen,  
Den todten Säugling im Gewand,  
Und sehn euch, ihn in's Grab zu legen.

— So schallt die Klage Tag und Nacht,  
So grollt es Connaught durch und Fenster.\*)  
Der West hat mir den Schrei gebracht —  
Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.  
Natt, wie ein angeschossener Weib,  
Herschweht er über Höh'n und Sunde —  
Der Schrei der Noth, der Hungerfurcht,  
Der Sterbeschrei aus Grins' Munde!

## Die Baronin von Belleville.

Aus den Erlebnissen eines Sozialdemokraten.

Ich wußte es aus Erfahrung, ein gesunder und kräftiger Mann am Ausgange der Vierziger Jahre ist wohl noch sehr geeignet, selbst bei jüngeren Weibern ebre und innige Liebe zu erwecken, wenn ihm die Umstände günstig sind. Ich wußte aber auch, daß Männer in diesem Alter sehr vorichtig und mißtrauisch sein müssen, wenn ihnen die Neigung von Weibern entgegengebracht wird, ohne daß sie selbst etwas gethan haben, sich dieselbe zu erwerben.

Dabei besaß ich nie die Eitelkeit, die sich einbildet, Weiber im Sturme erobern zu können. Ich hatte es vielmehr oft erfahren, daß meine Person etwas Herbes besitzen müsse, das die Weiber mehr abstoß als anzog, und daß es immer längeren Umganges und einiger Nähe meinerseits bedurft hätte, wenn ich dem Herzen eines Weibes näher treten wollte. Wenn dies schon in meinen jüngeren Jahren, in den Jahren der Lebensblüthe so gewesen war, so mußte mich in dem späteren Alter jedes auffallende Entgegenkommen von Weibern mißtrauisch machen, das Beobachten und Abwägen herausfordern. Ich kann von mir wohl sagen, so oft ich mich auch habe täuschen und betrügen lassen, ein Weib, das mir Liebe lag, hat mich nie betrogen. So war ich gut vorbereitet, das kleine Abenteuer, das ich in den nachfolgenden Zeilen schildern will, zu bestehen, ohne aus demselben als Gefoppter hervorzugehen.

Es war im Jahre 1877 oder 78 als ich in die Nothwendigkeit gesetzt war, mir in Berlin wo möglich für längere Benutzung eine möblirte Junggefallen-Wohnung zu suchen. Es ist dieses besonders für einen älteren Herrn, der an eine gemüthliche Familienwohnung gewöhnt ist, eine nicht gerade leichte und angenehme Aufgabe. In Verfolgung derselben durchschritt ich die Tempelhofer Straße und hatte daselbst schon mehrere möblirte Zimmer besehen ohne zu finden, was ich wünschte. Da zog noch ein an einem Partierfenster angebrachter Zettel meine Aufmerksamkeit auf sich, ich trat ins Haus und ließ mir das Zimmer

ausschliefen, Einrichtung, Preis und Lage gefielen mir. Die Wirthin eine stattliche, ältere Dame mit sehr sicherem und selbstbewußtem, wenn auch nicht sehr gebildetem Auftreten beobachtete mich sehr scharf, musterte meinen Anzug vom Kopf bis zum Fuß, man sah, sie schätzte mich förmlich ab, stellte verschiedene Fragen über meine Beschäftigung, ob ich viel zu Hause sei u. s. w. Meine Erklärung, daß ich fast den ganzen Tag zu Hause wäre, auch meistens Abends zu Hause bleibe, nahm sie mit sichtlich Befriedigung auf. Nach einigem Schwanken und Zögern und nachdem sie noch in eine Nebenstube getreten war und hier flüsternd mit jemandem einige Worte gewechselt, nahm sie das Handgeld von mir an und einige Tage darauf zog ich in das gemietete Logis ein.

Es war Stube mit Kabinet. Die Zimmer waren hoch und lustig, die Straße still, das Haus ein sehr ruhiges und elegantes, die Möbel waren anständig und bequem. Ich breitete mit wahren Behagen am Tage nach meinem Einzuge meine Papiere auf der Platte eines ungemiein bequemen Schreibtisches aus und vertiefte mich in die Arbeit.

Den eigentlichen Inhaber der Wohnung sah ich morgens früh an meinem Fenster vorbei gehn. Ein kleines altes Männchen in sehr abgeschabter Kleidung mit verwittem, demüthigen Gesicht und einem gewissen salbungsvollen Blick im Auge, als er mich im Vorbeigehen grüßte. Er trug eine große Tasche am Riemen über die Schulter hängend, wie die Kolporteurs sie zu tragen pflegen. Ich habe ihn später immer ganz früh am Morgen fortgehen und so um acht Uhr Abends zurückkehren hören. Später habe ich mich durch Einsichten des Adressbuches belehrt, daß der Inhaber der Wohnung P. heiße und pensionirter Küster sei.

Die Frau kannte ich schon. Was der Mann gebüdt, jadensteinig und abgelebt war, das war sie aufrecht, rund, voll und voller Energie. Wie ich von ihr selbst erfuhr, war sie Handelsfrau, die auf Auktionen theils in Kommission für andere, theils auch auf eigene Spekulation Waaren aller Art besonders Möbel einkaufte. Ich hörte sie in früher Morgenstunde und am späteren Nachmittag oft in einer Nebenstube mit ihren Kunden handeln. So um neun Uhr ging sie regelmäßig fort und kehrte erst um 4 Uhr zurück. All diese Verhältnisse lernte ich, ohne mich darum zu bemühen in einigen Tagen kennen.

Wenn Mann und Frau fort waren, hörte ich in den ersten Tagen in der Nebenstube leichte Tritte, wurde aber weiter durch kein Geräusch gestört.

So mochten drei bis vier Tage verfließen sein, als eines Morgens — ich saß bei meiner Arbeit — leise an der Verbindungsthüre nach der Wohnung des Wirthes gepocht wurde. Auf meinen Zuruf trat eine junge Dame ins Zimmer, die schon des Anschauens werth war.

Mittelgroß, schlank und voll, schön gerundet bei leichter Pierlichkeit, ein frisch blühendes Gesicht vom Schimmer vollendeter Schönheit umflossen, geschmackvoll in einen einfachen, aber modernen Anzug gekleidet stand sie mit niedergeschlagenen Augen vor mir. Sie habe ihre Mutter gebeten, die habe es aber immer vergessen, so müsse sie selbst mich fragen, ob es mich stören würde, wenn sie täglich nur etwa eine Stunde lang Klavier spiele. Sie habe es der Uebung wegen nöthig, da sie als Klavier-virtuosin nächstens auftreten wolle. Sie würde wirklich nicht länger als eine Stunde üben, da sie um Stunden zu geben dann ausgehen müsse.

Ich gab natürlich meine Einwilligung, indem ich sagte, gute Musik störe mich nicht leicht, und bald hörte ich einen Chopin'schen Walzer ertönen. Wenn der Vortrag auch nicht gerade sein empfunden zu bezeichnen war, so war großes Geschick nicht zu verkennen. Das Spiel verstummte, ich hörte das Klavier schließen und bald darauf den leichten Schritt, der jetzt — was soll ich es leugnen — für mich viel mehr Interesse hatte, als früher, über den Korridor eilen. Ich konnte nicht unterlassen aufzustehen und ans Fenster zu treten, als sie vorbei ging. Sie lächelte mir einen Gruß zu und ging leichten zierlichen Schrittes dahin, beschwert mit der Musikmappe, die übrigens öfters ganz andere Sachen enthalten soll, als gerade Noten.

Von diesem Tage ab machte sich die junge Dame täglich am Vormittage irgend ein Geschäft in meinem Zimmer. Ich bemerkte, wie sie sich bemühte, mir zu gefallen, mir unsichtbare Schlingen um die Füße zu legen.

Eines Tages traf sie mich bei einer Aquarellmalerei, und erbat sie sich die Erlaubniß, mir eine Weile zusehen zu dürfen. Sie nahm so dicht neben meinem Stuhle Platz, daß ich bei jeder Bewegung ihren Körper streifen mußte. Als sie bemerkte, daß ich kalt blieb, erhob sie sich plötzlich und meinte, das sei doch eigentlich eine langweilige Arbeit. Wenn ich es erlaube, wolle sie mich Abends besuchen, ich könne ihr wohl etwas vorlesen. Sie höre meine Stimme gerne. Der Inhaber der Wohnung vor mir habe ihr auch zuweilen aus sehr guten Büchern vorgelesen, während sie eine Handarbeit gemacht habe.

Ich hatte mich freilich darüber nicht erklärt, doch brachte sie mir Abends meinen Thee selbst, den bis dahin die Mutter mir gebracht hatte, und setzte sich mit einer Handarbeit an den Tisch, mir gegenüber, indem sie sagte: So sah ich auch immer als der Herr Hauptmann hier wohnte.

Nun begann sie stärkere Minen springen zu lassen. Sie erzählte von ihrer innigen Freundschaft mit dem Hauptmann, von ihrem geistigen Bedürfnis nach Anschluß an einen edlen Mann, der sie versteht, von dem Unglück das sie trage, eine sie über ihren Stand erhebende Bildung zu haben, die sie ihren guten Eltern entfremde. Dieser Umstand werfe einen Schatten auf ihr Leben und mache sie so recht tief betrübt. Sie kenne keinen Frohsinn, keine Heiterkeit und werde die nur finden, wenn sie ein Herz und einen Geist finde, die zu ihr passen. Der Hauptmann habe sich bemüht, durch kostbare Geschenke sie aufzuheitern, aber ach, vergeblich. Er habe als Dank nur ein einziges frohes Lachen von ihr verlangt, sie hätte es aber nicht leisten können. Das habe ihn sehr tief betrübt.

Ich hörte zu, ohne zu antworten. Sie sprach lange und recht geläufig. Das Thema schien sie gut eingeübt zu haben. Als sie nun aber die Gegenstände zu bezeichnen begann, die ihr der Herr Hauptmann noch habe schenken wollen, als er verstorben wurde, und die wohl vielleicht geeignet wären, sie heiter blickend zu machen, da fragte ich, ob es ihr recht wäre, wenn wir jetzt etwas zusammen lesen wollten. Ich nahm dann die Uebersetzung eines griechischen Dramas. Der Geist des erschlagenen Königssohnes erschien, Hekuba erfuhr das herbe Geschick, das ihrer Tochter wartete, sie siehete den harten Odysseus um Rettung des Lebens des geliebten Kindes an, sie sah es erbarmungslos weggeführt. Der Herold verkündete den Heldentod der edlen Jungfrau.

Mich hatte die großartige Schönheit dieses zweitausendjährigen Wortes gepackt, mit flammender Begeisterung las ich. Bei der Rede des Talubius verdunkelte sich mein Auge, ich mußte das Buch einen Augenblick senken. Ich blickte nach meiner Zuhörerin und — fand den Stuhl leer. Sie hatte sich leise entfernt.

Wie sie mir am nächsten Tage lachend sagte, könne sie nicht begreifen, wie ein so verständiger Mann solche langweilige Sachen lesen könne. Die Gelehrten haben alle Schranken. Der Herr Hauptmann hätte sich besser auf ihren Geschmack verstanden. Besonders seine Geschenke u. s. w. Ob ich nicht einmal einige Freunde einladen wolle, man würde mir dazu die große nebenan liegende Wohnstube gerne einräumen. Es kämen so angenehme junge Leute zu mir, es müße sehr interessant sein, mit diesen einen Abend zu verleben. Die Mutter würde Alles auf das Feinste besorgen.

Ich Barbar lachte nur etwas verschmüht. Sie ging schmolend weg und ich sah sie einige Tage nicht. So war die erste Hälfte des Monats vergangen. Der verhängnisvolle Fünzehnte war erschienen. Ich sah zur Kündigung meinerseits keinen Grund, besonders da die schöne Dame mich ganz vergessen zu haben schien. Sie aber war entschlossen, nachdem die regelmäßige Belagerung nichts ergeben, zum gewaltsamen Angriff überzugehen.

Am Fünzehnten um die Mittagstunde trat sie bei mir ein, die schönen Glieder umwallt von starrer, lang nachschleppender Seide. Nachdem sie die Schleppe kunstgerecht ausgebreitet, stand sie da, die Augen mit der Hand bedeckend und rief mit fliegendem Athem: Herr — retten Sie mich! Ach, das Unglück! Ich habe im Auftrage eines vornehmen Frauenvereins eine Geldsammlung vorgenommen. Jetzt soll ich das Geld abliefern, ich muß sofort zur Sitzung gehen und mir fehlen 25 Thaler. Ich weiß nicht, wo sie geblieben sind, ich muß sie verloren haben. Retten Sie mich vor der Schande, ich will Ihnen danken (ein süßes Lächeln) wie Sie es nur wünschen können!

Ich hatte die Feder weggelegt, mich nach der Dame umgedreht und genos den wirklich künstlerisch schönen Anblick, wie sie da stand, die Arme nach mir vorgestreckt, den Kopf seitwärts gewendet, so daß er das klassische Profil und das herrlich wallende Haar sehen ließ. Sie hatte sicher mindestens eine Stunde lang vorher, als ich sie im Nebenzimmer umher trippeln hörte, diese Stellung vor dem Spiegel eingeübt.

Da ich sitzen blieb, sie betrachtete und schwieg, verlor sie die Sicherheit des Auftretens.

Einen Augenblick schwankte sie unentschlossen, wie sie weiter verfahren solle. Dann stammte sie in sehr unheimlichem Jörn auf, ihre wahre Natur brach durch. Der schöne Mund sprudelte eine Fluth häßlicher Worte hervor und sie erklärte mir, daß ich nicht werth sei, von ihr weiter beachtet zu werden.

Eine halbe Stunde später hatte ich meine Kündigung. Ich zog aus und hatte das kleine Abenteuer fast vergessen, als ich die schöne Auguste im hocheleganten Reitkostüm, gefolgt von einem Diener, der eine sehr vornehme Uniform trug, auf dem Potsdamer Bahnhof traf. Als sie mich sah, lächelte sie und schwappte mit der Reitgerte. Der Diener setzte einen kleinen Koffer in ein Koupee erster Klasse und fort ging es nach Potsdam. Die Dame hatte Karriere gemacht.

Einige Jahre darauf wurde eine Baronin Ella von Belleville aus Berlin ausgewiesen, weil sie „lästig gefallen“. Ihre Karriere war zu Ende. Sie proteſtirte vergeblich, sie sei gar keine Baronin von Belleville, sie sei die unverehelichte P. Half ihr nichts, sie war lästig und mußte fort. Sie soll jetzt in Amerika Memoiren schreiben.

\*) Pady: vollständige Bezeichnung für den Irländer. — Steamer (Sprich: Steimer) = Dampfer. Connaught und Fenster: zwei der vier irländischen Provinzen.



# Berliner Sittenbild.

Zwei „Harfenjulen“ stiegen in die „Kaffeeklappe“ hinab, die in der Nähe der „Linden“ lag. „Hier ist nicht zu machen“ lautete der Willkommen des Wirthes, aber ehe die Mädchen den Rückweg anzutreten vermochten, rief ein Droschkenkutscher: „Legt nur los!“ „Gewiß, bleibt nur da!“ „Bravo, Friße, Du bist doch immer vors Gefühl!“ erklang zustimmend von den übrigen Gästen. Diese bestanden aus einigen Kollegen dessen, der den Protest gegen die Fortweisung erhob, eilichen Blumenverkäufern und Verkäuferinnen, Zubehältern und ein paar Menschen, die der gewöhnliche Ausdruck als „Bagabunden“ bezeichnet; im Ganzen füllten an zwanzig Personen die von Tabaksqualm durchschwängerte „Kaffeeklappe“, in der kein Mann aufrecht stehen konnte und die nur nothdürftig von einer Gasflamme erleuchtet wurde.

Mumme, der dicke Wirth, erhob keinen weiteren Einspruch und so ließen sich die arg durchtorenen „Harfenjulen“ an einem Tische nieder. „August bring den Mädchen mal erst was Warmes, dann kann die Musike losgehen“ wandte sich ein anderer Droschkenkutscher an Mumme. Durch ein hinter dem „Büffet“ angebrachtes Schiebefenster wurden nach wenigen Minuten zwei Tassen Kaffee geschoben, Mumme legte auf weitere Aufforderung mit Würst belegte Stullen dazu und überbrachte Alles den vielfach Dankenden.

Bisweilen flog, von heftigem Winde durcheinander gewirbelt, Schnee gegen die Fenster, und ging die Thür auf, so wehte eisiger Winterhauch von oben herab in den Keller. In diesen war vollste Lebendigkeit und Freude eingezogen. Die Stimmen der Mädchen tönten noch frisch, Harfe und Guitarre ließen auch nichts zu wünschen übrig und die Zuhörer geriethen allmählich in jene reine Stimmung, die die ganze Umgebung vergessen läßt, wo man träumt und glücklich ist.

Anfangs spöttele man über die „Hof-“ und Kellersängerinnen; ein vielleicht siebzehnjähriger mit Blumen handelnder Bursche, der den Arm vertraulich um ein in gleichem Alter stehendes, ebenfalls auf den Straßen Rosen und Veilchen anbietendes Mädchen gelegt hatte, begleitete sogar den „Feenwalzer“ auf einer Blechpfeife. Ohne eine Bitte zu äußern, hielten die „Harfenjulen“ nach diesem ersten Stücke den Gästen ein Notenblatt hin, das sich im Nu mit Nideln besäte; wer auch nur über Weniges verfügte, spendete 5 und 10 Pfennige.

Nun kam das „Athenlied“ an die Reihe und mit ihm schlug die Stimmung um, die Kritik verstummte, man lag im Bann der Melodie und berauschte sich an den sentimentalen Versen.

Selbst Mumme ließ etwas wie Empfindung hervortreten; aus einer kurzen Tabakspfeife dichte Wolken entsendend, sah er schmunzelnd in seinem von den Notizen zerfressenen Polsterstuhl und nickte den Vortragenden halb vertraulich, halb herablassend zu. Nachdem das Lied verklungen, nahm er das Wort: „Det war ja recht schön, Kinder, aber die Liebe muß doch od was Gründliches haben, gebt doch mal die „Lindenwirthin zum Besten.“ Und die „Harfenjulen“ thaten ihm den Gefallen. Auch dieser Gesang fand allseitige Zustimmung. Erst wurde leise mitgesummt, dann fiel der Chor kräftig ein:

„Da vertrannt der Wandernab' Mantel, Hut und Wandersab, sprach betrübt: Ich scheide. Fahre wohl, du kühler Trant, Lindenwirthin jung und schlant, schönste Augenweide, schönste Augenweide!“

„Spricht zu ihm das schöne Weib: Hast ja noch ein Herz im Leib, laß es mir zum Pfland!“ was geschah, ich thu's euch kund: Auf der Wirthin rothem Munde heiß ein anderer brannte, heiß ein anderer brannte.“

Hin und wieder öffnete sich die Thür und man hörte, daß bald der, bald jener Droschkenkutscher der erste in der Reihe der Fahrenden war. Rasch wurde die Rechnung beglichen, der Hut aufgestülpt und hinaus gings. Die Dableibenden machten sich bequemer, sie strecken sich gemächlich, schmauchten eine Cigarre und tranken nebenher eine neue „Mocca“ zu zehn Pfennigen. Auf kurze Zeit gewährte man auch der ersüdenden Luft durch Aufklappen der Fenster einigen Abzug. Die Mädchen schmiegen sich dann fester an ihre Geliebten und Mumme schien seine blaue Schürze als Abwehr gegen den Zug enger um den feisten Bauch zu spannen. Noch einmal veranstalteten die „Harfenjulen“ eine Kollekte und aufs Neue gaben die Gäste ihrer Erkenntlichkeit durch reichliches Nideltgeld Ausdruck. Wars eigener Trieb oder geschahs auf abermalige Anregung, kurz, die Zwei stimmten Herweghs „Aranke Liese“ an.

Die Menschen in dem dumpfen Keller schleppten sämtlich an den Ketten eines theils mühseligen, theils gebrochenen, theils verlorenen Daseins. Jene kaum der Schule entwachsenen Händler und Händlerinnen, diese von dem Leibesverlauf ihrer „Bräute“ lebenden Zubehälter, dort die verkommnen „Bagabunden“, sie waren alle Produkte der Verhältnisse. Unter verderbter Umgebung aufgewachsen, ausgeschlossen von Bildungsmitteln, fördernder Unterstützung und erbarmender Liebe, früh hinausgepeitscht in den Lohn- und Lebenskampf mußten sie zu Individuen werden, deren Endschicksal im „Arbeitshause“ oder — im Zuchtthause ruht. Andere waren mit einer Fülle von Hoffnungen nach dem großen Berlin gekommen und sie erreichten statt des Glückes das schaurigste Elend. Und wieder ein Theil hatte Verführung, Habgucht, Krankheit und Mißgeschick aller Art zu Boden gedrückt und festgehalten.

Herweghs erschütternde Weise sprach zu den Gemüthern, sie berührte Saiten, die Jeder verstand. Wie Viele kennen die Klage jenes Mädchen des Volkes, das

verzweifelt durch die Straßen eilt und vergeblich nach einem Vergungsort für sich und ihr kleines Auszug hält!

„Du machst mir wahrlich viel Beschwerden, Der Liebe Kind, ich dacht es nie; Das wird ein wilder Junge werden: „Allons, enfants de la patrie!“

Das Spiel hatte abgebrochen, aber Minuten verstrichen bis man sich wieder in der Wirklichkeit zurecht fand und an die Kälte draußen, die Sorgen der nächsten Stunden dachte. Die Uhr zeigte die erste Stunde an, Mumme mußte um diese Zeit die „Klappe“ schließen und so rüstete sich denn der Stamm der Gäste zum Fortgehen. Mit einem Knix und von einem ihrer gewonnenen Verehrer in die Baden gekniffen, empfahlen sich als erste die „Harfenjulen“; die Uebrigen folgten hinterher. Den Beschluß bildeten ein älterer und ein jüngerer Mann.

Letztere beiden hatten dasselbe Ziel: eine in der Müllerstraße befindliche kleine Herberge. Der Mann mit dem ergrauten Haar und sein jugendlicher Begleiter schauerten in ihren leichten, vielfach gekleideten Sachen, als sie in die Nacht hinausstraten. „Wie zufrieden doch eigentlich Mumme sein kann“, begann der Jüngere das Gespräch „jetzt zählt er all die Mark, die er aus unferen Pfennigen zusammenscharrt, steckt sich eine Pfeife an und legt sich dann sorgenlos ins Bett, das in einer warmen Stube steht. Weißt Du, Wilhelm, wenn in diesem Augenblicke eine Fee an uns heranträte und spräche: Wünschst Euch etwas, ich würde ein „Himmelbett“ wählen und mich so lange in ihm mollig fühlen, bis es draußen in der kalten Welt wieder besser aussieht!“

Wilhelm lachte. „Was Du doch für Schrüllen hast“ erwiderte er „sei zufrieden, wenn Du heut Nacht auf dem Strohsack der alten Mutter Klüppede träumen kannst. Das Gefinge vorhin packte an die Nieren, mir gings auch nahe, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich bin 55 Jahre, schwach und gebrochen, wenn ich alter Kopf morgen über den Berg gehe, kräht kein Hahn um mich. Jeder von uns hat noch 15 Pfennige Schlafgeld, denken wir lieber daran, in welchem Viertel wir morgen wieder Geld zusammenkloppen. Und fallen wir einem „Gehemmen“ in die Hände, so ist uns am meisten geholfen. Orr, ist das frisch!“

Sie waren inzwischen unter den in Folge der Kälte und der vorgedrückt Stunde verhältnismäßig wenig bevölkerten „Linden“ angekommen. Belebt sah es in den „Cafés“ und den Restaurants der Geld- und Geburtdaristokratie aus. Durch die mächtigen, unterhangenen Spiegelscheiben gewährte der Blick, wie man sich nach dem soeben überstandenen Theaterabend in Speisen, Süßigkeiten und Weinen stärkte. An einem Fenster saßen Börjenleute, an einem anderen Kavaliere; die Gesichter glühten, man stieß mit den „Damen“ an, schlürfte das Getränk, griff zeitweise nach den gefüllten Fruchtschalen, dann nach dem Zahnhocher und gönnte auch bisweilen den draußen Vorübergehenden und hin und wieder neugierig Stehenbleibenden einen Blick. Ein Paar nahm einen Divan ein. Die Kleine, welche kurzgeschmittenes blondes Haar und bligende Augen zierten, blies ihrem Galan einem lahlköpfigen, ungefähre 28jährigen Herrchen, Zigarretten dampf ins Gesicht. Das Monocle lief dadurch an und sank nieder, aber ein fadcs Lächeln bezeugte, daß der Uebermuth widerstandslos hingenommen wurde. Und als das Mädchen sich auf dem weichen, elastischen Polster schaukelte und ihrem Verehrer eindringlich in die Augen sah, da war auch wieder das Monocle an seiner Stelle und der Mund verzog sich zu einem: ah!

„Ne, hat die Line ooch n' Glück gehabt. Ja seh die Zöhre noch, wie sie Seeße verlooßen ging“ sprach eine alte Streichholzverkäuferin zu einer Kollegin, indem sie in das Restaurant blickte und auf die Kurzgeschorene wies. Die Alte ging kopfschüttelnd weiter, von Zeit zu Zeit monoton rufend: „Schweden, Wachs, Schweden, Wachs!“

Man bog in die Friedrichstraße ein, deren Läden zum Theil noch geöffnet waren. Abertausende von Mark bargen die Schaufenster an Werthen. Dort lagen Diamanten, Perlen und Geschmeide verschiedenster Art, da funkelten mit Brillanten besetzte Uhren. Kostbarste Pelzstoffe und Wintergarnituren winkten aus anderen Geschäften. Alles aber übergoß elektrisches Licht mit einer Fluth von Helle, die jede Einzelheit plastisch hervortreten ließ. Die meisten Passanten eilten theilnahmslos vorüber, nur Fremde und weibliche Personen schauten oft theils sehnd, theils bewundernd zu den ausgestellten Schätzen. Studenten, Lebemänner mannigfachster Kategorien, „Mädchen der Straße“ eilten allein oder in Gemeinschaft ihres Weges. Rechts und links lodten „Restaurants mit freundlicher russischer, französischer, englischer Kellnerinnenbedienung“, „Bräus“ und Weinstuben. Und wer nur halbwegs modern gekleidet war und unternehmungsfähig oder einsältig aussah, dem drückten auch die Zettelvertheiler der Kneipen mit „Damenbedienung“ noch extra besondere Einladungen in die Hand.

„Da hast Du Berlin, wie es weint und lacht, Freund Rudolf“, meinte der Alte zu dem neben ihm Herwandelnden. „Glaub, auch die armen aufgepufften Dinger, die vor uns hergehen, haben Wünsche um Andere, und ich denke nicht, ihr geringster ist der, soviel zu besitzen, um mit den von ihnen ausgehaltenen Burschen sich vergnügen zu können. Unvernünftige Menschen legen dies als Gefühlstrophie und Uebermaß von Sinnelust aus, mir ist es ein Zeugniß, daß auch in dem elendsten Geschöpf, das doch überwiegend durch Noth und Verführung zur Prostitution getrieben wurde, der Trieb nach Liebe und Hingabe gewaltig lebt. Wie viele solcher Mädchen uns hier begegnen und doch hat sie die Polizei aus den „seinen Vierteln“ verwiesen. Geh' in die „Cafés“ und

Du siehst Hunderte, sie sind wie früher da; aber nun kommen sie nicht mehr zu Fuß, sondern — per Droschke! Und wenn jetzt plötzlich diejenigen, welche die Friedrichstraße, „Unter den Linden“, Leipzigerstraße auf und abgehen, von der Polizei aufgegriffen und auch unter die „Sittenkontrolle“ gestellt würden, in einer Woche wäre doch wieder der alte Zustand; die sozialen Verhältnisse schaffen eben fortwährend neue Rekrutinnen. Wie schädlich ist übrigens die polizeiliche Zurückdrängung! Heut mag die niedere Prostitution freilich nicht mehr in vornehmen Straßen ihre Schlafstätte haben, dafür aber haust sie in den über-völkerten Vorstädten und ärmeren Vierteln und trägt so ihr Gift immer mehr in die Familien.“

Der Sprecher stockte.

Er hatte Rudolf, der von Beruf Gärtler war, eines Tages in der „Volkstüche“ kennen gelernt und sich bald zu ihm hingezogen gefühlt. Beide ließen die äußeren Einwirkungen tief auf sich wirken, Wilhelm wie Rudolf wußten genug aus Büchern und Erfahrungen, um Menschen und Dinge von bestimmten Gesichtspunkten aus zu beurtheilen. Während der Jüngere, der durch Krankheit und darauf folgende Arbeitslosigkeit herabgekommen war, sich der steten Hoffnung hingab, daß sein Schicksal bald eine Wendung zum Besseren nehmen, daß er ein festes Obdach und ein neues Unterkommen finden werde, hatte der Ältere jeden Wahn aufgegeben. Und sein Aeußeres zeugte mit dafür. Das abgeehrte, mit einem kurzen grauen Bart umrahmte Gesicht, die gebückte Haltung und die zitternden Hände verriethen Verfall und Siechtum. Er war ein gutmüthiger Mensch, der den letzten Groschen mit einem Genossen theilte, er sprach und plauderte gern, nur über seine Vergangenheit bewahrte er Schweigen.

In unendlich scheinender Länge zog sich, nachdem die Friedrichstraße durchschritten, die Chausseestraße hin. In ihr herrschte kein überquellendes Leben, man brauchte nicht auf den Fahrweg zu schreiten, um Vorübergehenden auszuweichen, nur Soldaten der Gardefüsilierkajerne und wenige Zivilisten spazieren rasch dahin. An diesem und jenem Hause zeigte auch eine Laternenflamme, daß noch Bier und ähnliche Stärkungsmittel zu haben seien.

Die Unterhaltung wurde von dem Alten wieder aufgenommen. „Mir ist ganz eigen zu Muth geworden“, meinte er, „was in meiner Erinnerung todt schien, wird wieder lebendig, liebe, treue Wesen treten mir abermals nahe. Du bist noch jung, Rudolf, ich glaube auch, daß Du nicht im Schlamm stecken bleibst, vielleicht kannst Du etwas aus einer Geschichte lernen, die ich Dir erzählen will.“

„Zwanzig Jahre sind es her, daß ich in eigener Häuslichkeit Weib und Kind bergen konnte. Es war nicht viel, was ich damals als Tischlergeselle verdiente, doch es reichte zum Sattessen, wir konnten uns anständig kleiden und an Sonntagen, wenn das Wetter schön war, hinaus nach dem Grunewald ziehen. Wenn meine Frieda das kleine, vor Freuden in die Händchen klatschende Gretel im Arme trug, wenn wir bei den von zu Hause mitgenommenen Stullen und einer großen Weiße saßen, dünkte ich mich als der glücklichste Mann. Wie ein Brautpaar drückten wir uns die Hände, ich streichelte meiner Friedas dunkles Haar und gudte ihr immer und immer wieder in die lieben, braunen Augen. Und selbst die Vögel in dem Grün über uns schienen unser Glück zu verstehen, das war ein Gezwitzcher und Jubiliren und das Gretel jauchzte und schmiegte sich bald an mich, bald an die Mutter.“

„Der Sonnenschein wich und das Unglück schritt heran; wir hatten es zu gut. Als ich eines Abends von der Arbeit heimkam, lag Gretel röchelnd in ihrem Bett. Der Arzt war schon dagewesen und hatte Diphtheritis festgestellt. Wir wachten die ganze Nacht am Lager des Kindes; am andern Morgen erschien der Doktor nochmals, ohne jedoch irgend welche Hoffnung auf Genesung machen zu können. Die Stunden, die ich an diesem Vormittage an der Hobelbank verbrachte, waren schrecklich. Ich stürmte Mittags aus der Werkstelle fort, aber ich kam zu spät, unser Ein und Alles hatte ausgerungen.“

„Aber es sollte noch schlimmer werden. Die Fabrik, in der ich arbeitete, entließ eine Menge Arbeiter, ich war unter ihnen. Sechs Wochen mußte ich feiern, Uhr, Trauringe und Kleidungsstücke wanderten inzwischen ins Leihhaus. Meine Frau nähte von früh bis spät Leinenwäsche, doch es war zu wenig, was sie damit für den Hausstand erübrigen konnte. Endlich fand ich ein Unterkommen, man bot mir einen Wochenlohn von nicht ganz vier Thalern, um nicht völlig zu verhungern, nahm ich an. Freilich sollte ein neuer Schlag fallen. Frieda erkrankte an einer Lungenentzündung, ich wußte nicht, was beginnen. Kleine Darlehen von Freunden, soweit ich solche noch erhalten konnte, waren bald für Medizin und Pflege ausgegeben, auch ein Vorstoß vom Arbeitgeber reichte nicht lange hin und Sachen gab es auch nicht mehr zu verkaufen. Konnte ich noch eine Hoffnung haben, so war es die, daß meine Frau zu gefunden begann. Mir konnte Niemand etwas Schlechtes nachsagen, ich raderte mich ab und erfüllte alle Verpflichtungen. Aber die Noth trieb mich zu einem Fehltritt: Verbrechen und schweren Vertrauensbruch nannte ihn später der Staatsanwalt. Ich hatte einmal im Komtoir der Fabrik zu thun, doch ehe ich von dem Buchhalter abgefertigt werden konnte, verstrichen einige Minuten. Vor mir auf dem Tische lag eine ganze Reihe von Goldstücken. Ein einziges, so dachte ich, könnte dir viel helfen; ich schaute um mich, ohne selbst recht zu wissen warum. Der Buchhalter schrieb noch immer in ein Buch, Niemand war weiter im Komtoir. Abermals mußte ich die blinkenden Stücke ansehen und dann ein



Griff und ich ließ einen Doppelbulaten in die Tasche gleiten . . .

Der Alte rang nach Athem, wie wenn sich eine eiserne Hand auf seine Schulter legte, so richtete er sich plötzlich scheu auf. „Jetzt ging's rasch abwärts“, sprach er mit stockender Stimme, „man merkte das Fehlen des Bulaten und wußte ebenso bald, daß ich der Dieb war. Ich leugnete nicht lange. Nach einigen Wochen wurde ich mit einer langen Gefängnißhaft bestraft. Vielleicht schabete mir mein Schweigen auf der Anklagebank, ich konnte keine Worte der Vertheidigung finden. Ich dachte an Frieda, die freilich wieder gesund war, an die Schande und den Unverstand der Menschen, in deren Augen ich ein Lump war. Und als ich im Gefängniß saß, verzweifelte ich schließlich an Allen, sogar an meinem Weibe. Seelisch und körperlich gebrochen, verließ ich die Haft. Die Frühlingssonne lachte so freundlich, Menschen und Natur feierten das Auferstehungsfest, der harte Winter war überwunden. Ich empfand an diesem Tage nichts von dem, was alle Menschen bewegte. Meine Frau wohnte jetzt in einer anderen Straße, aber ich vollbrachte es nicht, geraden Weges in die Wohnung zu gehen. Ist Frieda nicht auch an dir irre geworden? Sie wird wie alle sein und dich verstoßen oder verachten! Vielleicht hat sie bei einem Anderen Trost gefunden! Solche widersinnige Gedanken erfüllten mich, als ich wieder vor Frieda hintreten wollte. Neben ihrem Hause war ein Kaufmannsladen. Ich ging hinein, kaufte mir ein paar Zigarren und frug nebenbei nach meiner Frau. „Ja, die kennen wir, die wohnt in Nr. 30; ein recht nettes, stilles Weibchen, das mit Niemandem zusammenkommt“, erhielt ich zur Antwort. Wohl eine halbe Stunde stand ich an der Hausthür, da kam der Briefträger an. Auch an ihn wandte ich mich. Ich gab mich für den Vertrauensmann eines Geschäftes aus und bat um Auskunft. „Und noch eines“, ich versuchte einen scherzenden Ton anzuschlagen, „bekommt sie auch — Liebesbriefe?“ Der Briefträger lachte hell auf, dann wurde er ernst. „Ich weiß nur, daß sie eine Frau ist, deren Mann wohl todt ist, und daß sie von früher Morgenstunden bis spät in die Nacht an der Nähmaschine arbeitet. Die Nachbarinnen sagen, lange würde sie nicht mehr machen, die arme Frau huste Tag und Nacht und sie sei doch eine so anständige Person. Ja, die verdammte Nähmaschine.“

„Ich hielt das alte Glück wieder für gekommen, als ich meine Frieda herzte und küßte. Aber die Befinnung kam zurück, ich bemerkte, wie elend die Gute aussah und wie hohl ihr Hosten klang.“

„Nach sechs Monaten trug man das letzte Liebste, was ich bejaß, auf den Kirchhof. Wie jammervoll war es uns noch indessen ergangen. Ich hatte in einer Werkstelle Arbeit gefunden, aber nach einigen Wochen erhielt ich die Entlassung. Ein Kollege theilte mir nachher mit, daß der Meister gesagt habe, einen Spitzbuben brauche er nicht, er hätte es nur früher erfahre sollen.“

„Meine Frau war todt, die Gläubiger erschienen und belegten, was nur irgendwie entbehrlich, mit Beschlagnahme. Ich verkaufte ein so verriegeltes Stück und erhielt die zweite Strafe. Kraft und Energie schwanden hin.“

„Und dann überfiel mich halb Fatalismus, halb Wuth, ich fand Gefängnißbefannte und nahm an ihren Unternehmungen theil. Ich wurde gefaßt und wegen wiederholten Diebstahls zu einem Jahr und sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. Als ich darinnen über mein Dasein brüten konnte, hoffte ich noch einmal auf ein Besserwerden. Ich dachte nicht an die Polizeiaufsicht. Ein guter Stern wollte es, daß ich nach der Entlassung wirklich bald ein Unterkommen auftrieb, aber da erschien der recherchirende Beamte und ich befand mich auf der Straße.“

„Jetzt fehlt mir selbst zum Stehlen der Muth. Seit einigen Jahren ist mir der Bettel das Einzige und das „Kummelsburger Arbeitshaus“ die Station, wo ich dann und wann absteige. Ich wünschte, es wäre bald vorbei.“

In der Penne der Mutter Klüppede herrschte am nächsten Morgen große Aufregung. Die alte Herbergs-mutter war in Verzweiflung. Auf dem Boden, wo zehn Mann auf Strohsäcken ruhten, hatte man den Tischler todt aufgefunden! „Herzschlag“ habe ihn getroffen, äußerte der herbeigeholte Arzt. Um neun Uhr früh fuhr der Wagen der Morgue vor und holte den Todten zur Sezirung ab.

## Schnitzel.

Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Mittel gegen Wahn und Irrthum, von welcher Art sie sein mögen. Herder.

Das lebhafteste Vergnügen, welches ein Weiser in dieser Welt haben kann, ist: neue Wahrheiten entdecken; das nächste nach diesem ist: alte Vorurtheile loswerden. Friedrich der Große.

Die Wahrheit ist einfach, und es ärgert den Menschen, daß sie so einfach ist. Goethe.

Ich ging zur Tempelhalle,  
Da hört ich christlich Recht:  
Hier innen Brüder Alle,  
Da draußen Herr und Knecht.

Ußland.

Dem nur vom Rugen wird die Welt regiert. Schiller.

Wißt deines Hauses Glanz du aufrecht halten?  
Laß rasten deiner Väter Schild und Schwert!  
Die thun es nicht, die geben nicht den Werth,  
Die Zeit ist abgelaufen, wo sie galten.  
Das Neue wird, das Alte muß veralten.  
Die Meinung hat im Lichten sich verklärt  
Und von der rauhen Faustkraft abgelehrt;  
Das Wort ist's, der Gedanke, welche walten.

Chamisso.

## „Der erste Nichtgentleman auf dem Zeugenstand“

betitelt sich eine Broschüre, die bei M. Ernst in München erschienen ist, und einen getreuen Bericht über die Verhandlungen des Münchener Geheimbund-Prozesses am 26. und 27. Oktober d. J. giebt. Sie kostet 30 Pf. und umfaßt 3 1/2 Bogen klein gedruckter Schrift.

Dieser Prozeß, welcher mit einer glänzenden Freisprechung der 13 Angeklagten endete, erregte insofern auch in weiteren Kreisen größtes Aufsehen, als bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seitens der Anklagebehörde einer jener dunklen Ehrenmänner, deren sich die politische Polizei zur Aufkundschaftung der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bedient, auf den Zeugenstand gebracht wurde, nun alle Welt sich überzeugen konnte, welcher Art jene Männer sind, von denen Herr von Buttkamer meinte, daß sie ja allerdings im „Allgemeinen auf den Titel Gentlemans“ keinen Anspruch erheben könnten, deren Beihilfe aber die politische Polizei nicht entziehen könne.

Der Verlauf des Prozesses, insbesondere die Veröffentlichung der Aktenstücke, warf aber auch noch interessante Streiflichter auf die Art und Weise, wie das Material zu den jetzt so häufigen Geheimbundprozessen zusammengetragen wird. Diese Darlegung ist von höchstem Interesse, nicht nur für alle Vorkämpfer in der sozialdemokratischen Partei, sondern für Jeden, dem für das öffentliche Leben auch nur ein kleiner Theil Interesse geblieben ist — sei er Freund oder Feind der „Partei der Enterbten.“

## Sozialpolitisches.

Die Innungsmeister ärgern sich bekanntlich sehr, daß ihre Krankenkassen nicht recht aufkommen wollen. Das ist aber doch sehr natürlich. Die Innungsmeister haben an die Innungsrankenkassen ebenso wie an die Ortskassen ein Drittel der Beiträge zu zahlen, die Gesellen und Gehilfen zwei Drittel. Bei den Ortsrankenkassen haben die Arbeitgeber demgemäß aber auch nur Anspruch auf ein Drittel der Stimmen im Vorstände. Bei den Innungsrankenkassen liegt es aber ganz in dem Belieben der Innung, welche Mitwirkung sie den „Gesellen“ bei der Kassenverwaltung einräumen will. Auf dem letzten Innungstage ist man in dieser Beziehung sehr deutlich gewesen. Daß nach dem Gesetz die Arbeitgeber kein Recht haben, mehr als ein Drittel der Stimmen im Vorstände in Anspruch zu nehmen, ist der Aerger der Handwerksmeister, die darüber ungehalten sind, daß sie stets in der Minderheit bleiben. Sie wollen allein die Macht haben und die „Gesellen“, trotzdem diese an Beiträgen mehr bezahlen als die Arbeitgeber, majorisieren. —

Die „Gesellen“ theilten sich aber auch noch aus anderen Gründen lieber an freien Hilfskassen oder an Ortsrankenkassen. Es ist für den Gesellen angenehmer, wenn er nicht bei jedem Arbeitswechsel die Kasse zu wechseln braucht. Die Innungen beanspruchen deshalb jetzt für sich das Recht, daß ein Arbeiter, der bei einem der Innung angehörigen Arbeitgeber — Meister brauchen diese ja nicht immer zu sein — in Arbeit tritt, ohne Weiteres Mitglied der Innungskasse sein soll. Eine solche Zwangsmitgliedschaft kennt das Gesetz bisher nur für die Ortsrankenkassen, sobald der betreffende Arbeiter nicht seine anderweitige Versicherung nachweist. Dann würde also das seltsame Verfahren Platz greifen, daß ein Schuhmachergeselle, der bei einem nicht der Innung angehörigen Arbeitgeber in Arbeit tritt — wenn er nicht einer freien Hilfskasse angehört — der Schuhmacher-Ortsrankenkasse beitreten muß; tritt er bei einem der Innung angehörigen Arbeitgeber ein, so muß er der Innungskasse beitreten, bei welcher seine Mitgliedschaft erlischt, sobald er bei einem anderen, nicht der Innung angehörigen Arbeitgeber zu arbeiten anfängt.

Gegen die Bundesrathöverordnung betr. die Cigarrenindustrie hat der „Verein deutscher Tabakfabrikanten und Händler“ eine Denkschrift ansarbeiten lassen, in der unter anderem betont wird: es seien weniger die Groß-Industriellen, welche durch die neue Verordnung geschädigt werden, als gerade die kleinen und besonders die Haus-Industriellen und doch sollte der Staat gerade im wirtschaftlichen Interesse die Cigarrenhaus-Industrie begünstigen, denn sie sei der Weg, auf welchem sich die Cigarrenarbeiter leicht aus der wirtschaftlich abhängigen Stellung eines Arbeiters in die wirtschaftlich unabhängige Stellung eines selbständigen Fabrikanten herausheben können. — Wenn die Herren nichts Besseres zu sagen wissen, dann sollten sie mit ihrer Weisheit lieber zu Hause bleiben. Die Arbeiter sind bereits viel zu aufgeklärt, um nicht überzeugt zu sein, daß die scheinbar größere Unabhängigkeit in der Hausindustrie in Wirklichkeit nur eine größere Ausbeutung der Arbeitskraft, womöglich der ganzen Familie und nicht nur des Mannes, und dann einen viel schlimmeren Lohndruck bedeutet. Die Arbeiter sind nicht gegen solche Schuhmacherregeln, sie sind nur unglücklich, weil lediglich die Tabakindustrie damit bedacht wird, und weil sie fürchten, daß dem Kleinbetrieb hier nur darum das Leben sauer gemacht wird, um reinen Tisch für die Einführung des Tabakmonopols zu machen.

Die Schriftseher Wiens sammelten 26 000 Gulden für Streikzwecke. Die Kommission der Schriftseher, welche den Fond verwaltete, wurde seitens der Stadthalterei aufgelöst und der Fond der Gremialkaffe zugewiesen, welche das Geld an die Sammler zurückstatten soll. Sollte weiter gesammelt werden, dann werden die Gelder konfiszirt. — Bei uns in Deutschland wird zwar auch beschlagnahmt, aber nicht zurückstattet.

Zu folgender Anekdote verzieht sich die ultra-konservative „Kreuzzeitung“ in einem Artikel über die auch in Europa immer mehr überhand nehmenden Kapitalistenvereinigungen („Ringe“ und „Trusts“): „Nach den jüngsten Nachrichten ist das neueste Ereigniß auf dem Gebiete des Kapitalismus, der englische „Salz-Trust“, wirksam geworden. Auch das letzte der großen englischen Salzwerke, die sich hauptsächlich in der Grafschaft Geshire befinden, ist von der Börse vereinigt, welche ein Kapital von 3 Millionen Pfund Sterling (60 Millionen Mark) zu diesem Zweck aufgebracht hat, in Beschlag genommen bzw. angekauft worden, und die „Arbeit“: das Salz in England, dessen Durchschnittspreis für die Tonne gegenwärtig 2 1/2 Schilling beträgt, auf 10 1/2 Schilling, also auf das Vierfache zu steigern, kann nunmehr beginnen . . . Das „Unternehmen“ ist im Gange; die nöthigen Kapitalien sind vorhanden und auch die „Arbeitswerkzeuge“ (die Produktionsmittel, würden wir richtig sagen) festgenagelt und nicht mehr dem Privatbetrieb, sondern dem „Trust“ zur Verfügung — ganz so wie der Sozialist verlangt, daß diese „Arbeitswerkzeuge“ auch nicht im Privatbesitz sein sollen. . . Dieser „Trust“ soll aber nur das erste dieser Unternehmen auf englischem Boden sein. Ist es gelungen, den Salz-„Trust“ ins Land zu setzen, so wird auch der Kohlen-, der Eisens-, der Mehl-, der Fleisch-„Trust“ nicht lange mehr ausbleiben; und der englische Freihandel (die „freie Konkurrenz“) wird nur noch bestehen für den, der daran „glaubt“. Selbstverständlich wird sich dann die Börse beileben, das, was sich auf englischem Boden so gut „bewährt“, auch auf das Festland zu verpflanzen, und das System, woran noch Herr Grillo seinen Verstand verlor, wird auch für die deutsche Wirtschaftlichkeit zu der Frage werden: ob wir unsere Interessen und sogar die Grundbedingungen unserer Lebenshaltung, der zusammengefaßten Ausbeutung Privaten überlassen sollen, oder ob bei uns der Staat, wie in der Eisenbahnfrage, fest zuzufassen soll, um aus der Noth eine Tugend zu machen.“ — Abgesehen von der unklaren und schiefen Forderung des „Staatsbetriebes“ klingt das fast, als ob ein rother Sozialist dem Blatte der blaublättrigen Junfer ein Skizzenblatt ins Nest hätte. Arme freie Konkurrenz, bald werden deine Anhänger in alle Winde auseinandergeblasen sein!

Schredliche Ziffern. Einem Bericht in der „Times“ des bekannten Mineralstatistikers, Mr. Ellis Lever, entnehmen wir folgende Zahlen: „In Großbritannien sind 600 000 Kohlengräber, welche 160 000 000 Tonnen Kohlen aus Tageslicht befördern (eine Tonne = 20 Zentner); von diesen 600 000 werden nicht weniger als 1200 gebildet und 100 000 verwundet. Diese Zahlen wiederholen sich jedes Jahr. — Für die Finen wiederholt sich die Aussicht des unnatürlichen Todes, für die Anderen öffnet sich der Einblick in goldgefüllte Kassen. Das nennt man dann noch „Ordnung“.“

Die Zahl der in Fabriken beschäftigten „jugendlichen Arbeiter“ in Preußen ist nach dem letzten Fabrikinspektorenbericht im Reg.-Bez. Potsdam von 1469 im Jahre 1888 auf 1677 im Jahre 1887 gestiegen. Auch im Bezirk Minden-Münster, Köln-Koblenz und Arnberg hat sie zugenommen. Die größte Zahl jugendlicher Arbeiter weist das Königreich Sachsen auf, wo sie 24 111 beträgt und auf diese Summe von 20 570 im Vorjahre gemachten ist; die Zahl der darunter befindlichen Kinder im Alter von 12—14 Jahren beläuft sich auf 10 652. Radeben die Hälfte dieser jugendlichen Arbeiter wird in der Textilindustrie, besonders in der Spinnerei und der Weberei beschäftigt.

Der großen Zahl der jugendlichen Arbeiter entspricht die der Uebertretungen, welche bei der Beschäftigung derselben vorkommen. Sie hat allein im Bezirke Chemnitz 479, im Bezirke Zwickau 458 betragen, und der Bericht klagt, daß die Polizeibehörden zu wenig thun, um die bestehenden Vorschriften zur Geltung zu bringen.

Wie in England bei der ersten Einführung der Fabrikinspektoren ist es auch in verschiedenen deutschen Bezirken, beispielsweise in Minden-Münster, in der Pfalz, in Chemnitz, in Meissen, in Oldenburg vorgekommen, daß man versucht hat, die Fabrikinspektoren bei deren Herannahen durch plötzliches Entfernen der jugendlichen Arbeiter zu täuschen. Im Bezirke Chemnitz wurde festgestellt, daß ein Arbeitgeber die von ihm beschäftigten jugendlichen Arbeiter angewiesen hatte, dem Aufsichtsbeamten über die Arbeitszeiten, welche weit überschritten waren, und über die vorgeschriebenen Pausen, welche nicht innegehalten wurden, unwahre Angaben zu machen.

## Zur Alters- und Invalidenversicherung.

(Materialien und Zeitungsstimmen.)

Nach dem neuen Bundesrathsentwurf sollen die dem Arbeiter versprochenen Renten bekanntlich nicht nach dem verschiedenen bezogenen Löhnen, sondern nach Ortsklassen abgestuft werden, d. h. nach den Beträgen, wie sie schon im Krankenkassengesetz als „ortsübliche Tagelöhne“ „gewöhnlicher“ Arbeiter festgesetzt sind.

Die „Voss. Ztg.“ wendet sich dagegen mit folgenden Ausführungen:

Nehmen wir einen Ort der ersten Klasse, wo der ortsübliche Tagelohn nach der Vorschrift des Krankenkassengesetzes als 80, 90 oder 100 Pfennig beträgt. Das Einkommen des Arbeiters wird auf 300 M. jährlich veranschlagt, die Rente auf 24 bis 50 Hundertstel, also 72 bis 150 M.

Nehmen wir an, daß ein Arbeiter, der 80 Pfennig täglich verdient — solche Tagelöhne sind amtlich festgestellt — wirkliche 300 Tage arbeitet, so erzielt er 240 M. im Jahr, vielleicht, weil er nur 250 Tage Arbeit findet, auch nur 200 M. Die Rente beträgt für ihn also 36 bis 75 pCt.

„In demselben Orte wohnen aber auch Handwerksgehilfen, die vielleicht 2 M., 2,50 M. oder in Handwerken, die besonders tüchtige Ausbildung verlangen, 3 M. täglich verdienen. Ein solcher Arbeiter kann also in Wirklichkeit ein Jahreseinkommen von 600, 750 oder gar 900 M. haben; seine Rente berechnet sich nach dem Normalfuß des betreffenden Ortes, er erhält also bei 750 M. Einkommen ebenfalls nur 72 bis 150 M. Rente, je nach der Länge der Beitragszeit, also 10 bis 20 pCt.“



„Ebenso kann es in einem Orte der höchsten Lohnklasse (mehr als 2,20 Mk. täglich) vorkommen, daß ein gut bezahlter Arbeiter über die 700 Mk. rechnermäßigen Einkommens hinaus verdient; nehmen wir in den rheinisch-westfälischen Industriebezirken einmal an, daß ein Arbeiter 1500—1800 Mark verdient. Seine Rente stellt sich auf 168 bis 350 Mk., also bei 1500 Mk. Einkommen auf 11 bis 23 p Ct. In demselben Orte giebt es aber auch Lohnarbeiter — gewöhnliche Handlanger — welche nur 1,50 Mk. täglich, also im besten Falle (bei 300 Arbeitstagen) 450 Mark jährlich verdienen; sie haben Anspruch auf dieselbe Rente, die bei ihnen aber 37 1/2 bis 77 1/2 p Ct. des früheren Einkommens beträgt.

„Wenn der Bundesrath sich entschlossen hat, die Einheitlichkeit der Rente aufzugeben, und dafür eine Abstufung nach fünf Ortsklassen eintreten zu lassen, sollte es sich da nicht vielmehr empfehlen, eine Abstufung nach fünf (oder mehr) Lohnklassen herbeizuführen?“

Für die Provinz Brandenburg würde sich die Ortsklasseneinteilung etwa folgendermaßen stellen.

Zur ersten Klasse gehören die Kreise Arnswalde, Guben, Spremberg, West-Sternberg und Züllichau-Schwiebus, in welchen (mit Ausnahme der Städte Spremberg, Liebenau, Schwiebus und Züllichau) der Tagelohn nur 1,00 Mark beträgt.

Die meisten anderen Kreise der Provinz Brandenburg gehören in die zweite Klasse: 1,01 bis 1,40 Mark Tagelohn.

In die dritte Klasse von 1,41 bis 1,80 Mark gehören meist die Städte: Angermünde, Oberberg, Schwedt, Eberswalde, Ludenwalde, Neu-Ruppin, Dranienburg, Diezenth, Freienwalde, Strausberg, Briezen, Poissdam, Rathenow und Rixdorf; aber auch ganze Kreise, wie Nieder-Barnim, Ost- und Westhavelland, Ost- und Westpommern.

Zur vierten Klasse (1,81 bis 2,20 Mark Tagelohn) gehören die Städte Brandenburg, Charlottenburg, Wittenberge und Köpenick, ferner die nahe bei Berlin gelegenen Ortsgemeinden der Kreise Nieder-Barnim und Teltow.

In die fünfte Klasse gehört neben Berlin allein noch die Stadt Spandau.

## Herr August Heine in Halberstadt

hat gegen die „Volkstribüne“ verschiedene Beschwerden erhoben, die ummers Trachtens durch nichts gerechtfertigt sind.

Herr H. selber schrieb uns vor einigen Tagen, daß er den Verfasser des Berichtes in Nr. 45 dieses Blattes sehr wohl kenne und ihn vor einem Schiedsgericht widerlegen werde. Dann ist es eitel Spiegelschere, wenn der ehemalige Reichstagsabgeordnete sich speziell gegen den Redakteur Schippel wendet, da dieser mit Form und Inhalt des Angriffes gar nichts zu schaffen hat.

Herr Sch. stand nur vor der Frage, ob er den Bericht zurückziehen oder abdrucken sollte. Er entschied sich zu letzterem und zwar aus folgenden Gründen:

Der Streit ist nicht von den Magdeburger Genossen, sondern von Herrn Heine in die Öffentlichkeit hineingetragen worden. Herr H. konnte längst durch ein Schiedsgericht seine Parteiangelegenheiten geregelt haben; dann wäre alles in Ruhe abgelaufen. Statt dessen suchte er in einer öffentlichen Versammlung seine Gegner zu überrumpeln, denen nichts anderes übrig blieb, als vorläufig zu protestieren und zu demonstrieren. Damit hatte Herr H. den offenen Konflikt geschaffen, und natürlich hatten nunmehr die Magdeburger Freunde — um in den Augen der ungewählten Masse nicht als bloße Störenfriede und Krakehler zu erscheinen — die Pflicht, die Gründe ihrer Gegnerschaft offen darzulegen.

Das ist in dem uns eingelangten Schriftstück geschehen und Herr H. trägt selber die Schuld daran, daß wir die Darlegung gar nicht zurückweisen konnten, wenn wir nicht für Herrn Heine Partei ergreifen wollten.

Wir müssen Herrn H. also bitten, die „Volkstribüne“ vorläufig außer Spiel zu lassen, und sich lediglich mit den Magdeburger Genossen und ihren sachlichen Einwänden gegen sein Anstreben auseinanderzusetzen.

## Zur Abwehr!

Seit vorigen Sonnabend ist der Redakteur dieses Blattes einer polizeilichen Überwachung unterworfen, wie er sie selbst unter Herrn v. Puttkamer niemals hat ertragen müssen. Nicht genug, daß ihm die ungebundene Begleitung in den Straßen auf Schritt und Tritt folgt, verläßt sie ihn auch nicht, wenn er am Post- oder Bahnhofsgelände zu thun hat, ja sie folgt ihm sogar in Bedürfnisanstalten und in das Innerste der Häuser, um hier festzustellen, an welcher Thüre er klingelt.

Das ist sehr ärgerlich, aber vielleicht nicht weiter bedenklich. Bedenklicher ist es jedenfalls, daß der unfreiwillige Begleiter — ganz ohne unseren Willen — mehrfach unsere Spuren verlor und ganze Nachmittage wartend an einer Stelle zubrachte, die wir während dieser Zeit gar nicht betreten. Die Vermuthung ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß dieser Zeitraum, um nicht offen ein Versehen und eine Ungeheuerlichkeit einzugehen, mit freien Phantasien über unseren Verbleib ausgefüllt werden könnte.

Wir wollen daher gleich hier betonen, daß wir in der Lage sind, uns für die ganze Woche durch Zeugen auszuweisen und jede, später vielleicht einmal erhobene, irrtümliche Behauptung als — Irrthum zu entlarven.

## Bereine und Versammlungen.

Eine Versammlung der Vorrichter, Zuschneider und Stepper Berlins sprach sich am Sonntag gegen die Hirsch-Dunder'schen Gründungen und für einen wirklichen Fachverein aus.

Wohl die ersten Versammlungen, welche sich mit dem neu angeordneten Gesetzentwurf der Alters- und Invalidenversorgung beschäftigten, fanden am Sonntag in Berlin statt. In dem Feuerstein'schen Salon, Alte Jakobstr. 75, tagte eine von Seiten des Hirsch-Dunder'schen Komitees öffentliche Versammlung der Graveure, Hirscheure und verwandten Berufsgenossen Berlins. Herr Dolmetsch, Buchdrucker, referierte und in einer Resolution wurde der Entwurf allgemein verurtheilt. — Bei den Modellistern sprachen nach einem Referat des Herrn Kleinert noch die Herren Jubel und Thierbach. Auch hier sprach sich die Versammlung durchaus ablehnend aus. In seinem Schlusswort forderte der Referent auf überall für die Weiterverbreitung der Arbeiteridee einzutreten und bei den Reichstagswahlen dafür zu sorgen, daß Männer in denselben gewählt werden, die des Vertrauens der Arbeiter würdig sind und ihre Interessen auch vertreten.

Eine große Volksversammlung tagte ebenfalls am Sonntag über die Altersversicherung in Reinickendorf Am Ende-straße 1, unter dem Vorsitz des Herrn Brinkmann. Herr Otto Krumpf referierte. Nachdem der Referent in einigen Worten der Schwierigkeit gedacht hatte, ein Lokal zu einer Versammlung zu bekommen, da auch hier das Saalabstreifen von gewisser Seite praktiziert würde und die Wirthe auf alle erdenkliche Weise „graulich“ gemacht würden, ging er auf das eigentliche Thema über, um in 1 1/4 stündiger Rede eine scharfe Kritik an der Sozialreform und dem vorliegenden Gesetzentwurf der Alters- und Invalidenversorgung zu üben. In ähnlichem Sinne äußerten sich die Herren Lehmann, Ehrlich, Chemnitz u. a., sowie schließlich in einer Resolution die ganze Versammlung. Nachdem der Referent zum Schluss die Anwesenden aufgefordert, tüchtig für die Arbeiterpartei zu agitieren und dafür zu sorgen, daß auch der Wahlkreis Niederbarnim einen Arbeitervertreter in den Reichstag sendet, wurde die Versammlung nach einer kurzen Ansprache mit einem dreimaligen Hoch auf die Sozialdemokratie vom Vorsitzenden geschlossen.

Eine öffentliche, von ungefähr 1500 Personen besuchte Maurer-Versammlung tagte am Dienstag in der „Tonhalle“, Friedrichstr. 112. Nach Wahl des Bureau's, aus dem Herren Bernau, Grothmann, Kerstan und Müller bestehend, wurde die Gründung eines Vereins einstimmig beschlossen und demselben der Name „Freie Vereinigung und Fachgenossenschaft der Maurer Berlins“ gegeben. Der Verein bezweckt:

Wahrung der Rechte und Verbesserung der Lage der Maurer Berlins in materieller, geistiger und sittlicher Beziehung. Dies soll geschehen:

1. durch Erzielung möglichst günstiger, mit den Verhältnissen in Einklang stehender Arbeitszeit- und Lohnverhältnisse, sowie durch strenges Innehalten der gesetzlichen vierzehntägigen Kündigungsfrist.

2. Abschaffung aller Akkord- und Pflucharbeit, Beseitigung aller Sonntags- und Ueberstundenarbeit (Nothfälle, in denen Gefahr für Leben und Gesundheit anderer Personen vorhanden ist, finden Berücksichtigung).

3. durch möglichste Erstrebung gesundheitsdienlicher, im Winter heizbarer Banubuden auf den Arbeitsplätzen.

4. durch Erhaltung eines Rechtsschutzes, sowie fachverständiger Beistand in begründeten Rechtsstreitigkeiten.

5. durch Belehrung der Mitglieder in technischer, praktischer und wissenschaftlicher Beziehung auf allen Gebieten.

6. durch Pflege der Geselligkeit.

Das Eintrittsgeld soll 30 Pf. betragen, der monatliche Beitrag 20 Pf. Die Versammlungen finden an folgenden Terminen statt: in S. und N. alle 14 Tage vor dem 1. und 15. eines jeden Monats; in O. und W. alle 14 Tage nach dem 1. und 15. Alle Vierteljahre findet eine Generalversammlung statt.

Zentralisation oder lokale Fachvereine? — Diese Frage beschäftigte am Sonnabend auch eine öffentliche Versammlung der Sattler Berlins. Rummangels wegen können wir leider nur kurz Folgendes aus den Reden hervorheben. Herr Haubner: Eine Zentralisation müßte auf § 152 der R.-G.-O. aufgebaut werden; dieser Paragraph läßt aber nur die Erörterung von rein gewerkschaftlichen Fragen zu, alle Politik sei ausgeschlossen. Dieses ewige Gewerkschaftliche sei ermüdend langweilig und die Organisation werde nicht recht in Fluß kommen. Die euzig florirende, auf § 152 aufgebaute Organisation sei die der Buchdrucker. Diese hätten ja allerdings große Jubiläen- und Krankenkassen, aber auch diese seien jetzt unter den Versicherungsparagraphen gestellt und brach gelegt; was ferner aus diesen „Pionieren der Arbeit“ geworden sei, das wisse jeder. Außerdem beänderten ihre Kassen schon seit 1862, und sie verfügten über einen gehörigen Geldschatz. Diese könne man schon nicht als Vorbild für das Sattlergewerbe hinstellen, da erstens die Mittel nicht da wären, und weil zweitens die Verhältnisse ganz andere geworden seien. Es sei das Bild einer großen Fehde, wenn immer nur Gewerkschaftliches erörtert werden darf. Schon die Beschlusfassung über Stellung zum Normalarbeitstag sei verboten, weil es eine öffentliche Angelegenheit berühre. Wenn die Verhältnisse anders lägen, dann würde er selbstverständlich für Zentralisation eintreten, so nicht.

Herr Bombin: Er wolle die Gründe mittheilen, die ihn bewegen haben, seine Meinung zu ändern; er sei durchaus nicht entnervt, sondern sehr muthig, aber für eine andere Sache. Ein Grund, der ihn die Zentralverbände verworfen mache, sei die furchtbare Vorsicht, die bei jedem Wort und jeder Handlung beobachtet werden müsse. Es könne sehr leicht passieren, daß eine Filiale sich einmal einen Uebergriff oder ein unbedachtes Wort zu Schulden kommen läßt; dann sei die ganze Organisation zum Teufel, sie wird aufgelöst. Das einzig Gute, was eine solche leisten könne, sei die Reiseunterstützung. Aber diese könne nicht obligatorisch eingeführt und jedem zu theil werden, da sonst der Verband als eine Versicherungsgesellschaft angesehen werden würde und demgemäß der behördlichen Aufsicht und Einkunftssteuer untersteht. Außerdem könnten in dem Bundesstaat Sachsen keine Filialen errichtet werden, denn dem siehe der § 24 des sächsischen Vereinsgesetzes entgegen. Nach diesem ist es einem sächsischen Verein verboten, mit einem anderen, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten befaßt, in Verbindung zu treten. Es könnten also in Sachsen nur Zahlstellen errichtet werden, durch diese könne unmöglich bei den Mitgliedern Aufklärung verbreitet oder das Solidaritätsgefühl geweckt werden. Und das erriere sei durchaus nötig, damit die Mitglieder denken lernen und sich Arbeit verschaffen, wo des Heils Wurzel liegt. Er empfehle aus diesen Gründen die Bildung von Fachvereinen auf Grund des § 8b des preussischen Vereinsgesetzes und das Insetreten einer Lohnorganisation, die sich über ganz Deutschland erstreckt. In den Fachvereinen könnten politische, öffentliche und wirtschaftliche Fragen erörtert werden; nur dürften dieselben weder unter sich, noch mit der Lohnorganisation in Verbindung treten. Das gehe ganz gut. Der Vorwurf, daß das Interesse nicht da wäre für die Fachvereine, sei ganz falsch, das Interesse für sozialpolitische Erörterungen sei immer da gewesen, aber durch die langweiligen, fortwährenden Vorträge über Astronomie, Wasserheilverfahren u. s. w. getödtet worden. — Für Berlin also empfehle er die Bildung von „Fachvereinen für Sattler und Berufsgenossen“, für andere Orte, in denen die Sattler nicht zahlreich genug sind, um einen selbständigen Verein gründen zu können, die Bildung von allgemeinen „Fachvereinen für Lederarbeiter“, in denen verschiedene Gewerke zusammentreten und sich Aufklärung verschaffen. Wenn diese erst überall verbreitet sei, dann würde es nicht mehr wie beim letzten Sattlerstreik vorkommen, daß Schuhmacher die Stellen von streikenden Sattlern besetzt hätten. — Herr Wirth sprach — allerdings auch nur in bedingter Weise — für Zentralisation. Er empfehle die Einberufung eines Kongresses, um dort die Meinungen der anderen Kollegen zu hören und dann zu beschließen, was das beste sei. Ein Zentralverband sei gegenbringend, es müßten aber unbedingt bestimmte Punkte in das Programm aufgenommen werden; wenn das nicht anginge, dann sei auch er für die Bildung von Fachvereinen. Nach einer längeren Diskussion, in der Herr Stabel für Zentralisation und die Herren Krause, Schreiber und Bernhardt für Fachvereine eintraten, wird mit allen gegen 13 Stimmen eine Resolution gegen Zentralisation und für Fachvereine angenommen. Zum zweiten Punkt der Tagesordnung stellt Herr Bombin den Antrag, eine Kommission von 7 Mitgliedern zu wählen, welche die nöthigen Arbeiten zur Bildung eines Fachvereins thun und alles zu dem am 27. und 28. Dezember in Berlin abzuhaltenden Kongress vorbereiten soll. Dieser Antrag wurde mit allen gegen 13 Stimmen zum Beschluß erhoben und die Herren Bombin, Ahmann, Bernhardt, Stegemeyer, Wendt, Deitsch und Wildberger einstimmig in die Kommission gewählt.

— Arbeiter des Norden Berlins! Am Mittwoch, den 28. d. M., findet in Hensel's Lokal, Invalidenstr. 1, eine öffentliche Arbeiter-Versammlung statt. Tagesordnung: 1. Gründung eines Arbeitervereins des Nordens Berlins. 2. Wahl eines provisorischen Vorstandes. 3. Wahl einer Statutenberathungskommission.

— Zur Nachricht. Die zu Freitag, den 23. d. M., im Lokale Sahn, Annenstr. 16, angekündigte Versammlung des Vereins der Nähmaschinen- und Handarbeiterinnen Berlins und Umgegend kann in Folge eines Irrthums seitens des Lokalinhalters nicht stattfinden. Dieselbe findet dagegen am Montag, den 26. d., Abends 8 Uhr, im Neuen Klubhaus, Kommandantenstr. 72, im Parterresaal statt.

— Fachverein der Buchbinder und verwandten Berufsgenossen. Montag, den 26. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Vereinsversammlung im Louisenstädtischen Klubhaus, Annenstr. 16. Tagesordnung: 1. Vortrag über „Die Lage der Arbeiter und ihre Organisation“. 2. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder. Sonntag, den 25. d. M.: Befestigung des Postmuseums. Sammelpunkt im Vereinslokal, Annenstr. 16, Vormittags 10 Uhr. Alle Kollegen eingeladen.

— Fachverein der Rohrleger. Sonntag, den 25. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, in Feuerstein's Tunnel, Alte Jakobstr. 75, Vereinsversammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Antrag des Kollegen Krohn. 3. Abrechnung vom Wintervergnügen. 4. Verschiedenes und Fragekasten.

— Fachverein der Tapezierer. Montag, den 26. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, findet in Feuerstein's Salon, Alte Jakobstr. 75, eine Mitgliederversammlung statt. Tagesordnung: 1. Vortrag und Diskussion. Referent Herr Dr. Stahl über: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Erde. 2. Wahl einer Werkstättenkontrollkommission. 3. Vereinsangelegenheiten und Fragekasten. Gäste, durch Mitglieder eingeführt, haben Zutritt. Quittungsbuch legitimirt. Um recht zahlreichen und pünktlichen Besuch (schon der Wichtigkeit des Vortrages halber) ersucht der Vorstand.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Tischler. Sonnabend, den 24. November, Abends 8 Uhr, Adalbertstraße 8, Vereinsversammlung. Tagesordnung: Vortrag des Herrn Dr. Baumgart über: „Das deutsche Junktweien im Mittelalter.“ — Aufnahme neuer Mitglieder. Gäste haben Zutritt. Abrechnung der Billets vom Stützungsfest.

— Fachverein der Metallarbeiter in Gas-, Wasser- und Dampf-Armaturen. Sonnabend, den 24. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung bei Hebrich, Poststr. 22, I. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Knudjora über Verth und Preis der Arbeit. 2. Vierteljahrsabrechnung. 3. Aufforderung des Magistrats betr. Einwendung einer Lohnstauung. 4. Verschiedenes und Fragekasten. Gäste durch Mitglieder eingeführt haben Zutritt. Quittungsbuch legitimirt.

— Verband deutscher Mechaniker und verwandten Berufsgenossen (Zahlstelle Berlin). Die Versammlung am Mittwoch fällt aus und findet die nächste am 5. Dezember statt. Das 3. Stützungsfest wird am 8. Dezember im Böhmischen Brauhaus, Landsberger Allee 11—13, gefeiert.

— Fachverein der Marmor- und Granitarbeiter. Versammlung am Sonntag, den 25. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, in Deigmüller's Lokal, Alte Jakobstr. 48a. Auch Nichtmitglieder sind willkommen.

— Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen Berlins. Montag, den 26. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Generalversammlung im Königsplatz-Kaffeehaus, Holzmarktstr. 72.

— Vereinigung der Drechsler Deutschlands. Ortsverwaltung „Berlin III“ (für den Ost- und Nordbezirk Berlins.) Herren-Abend am Sonnabend, den 24. d. M., in Sager's Lokal, Grüner Weg 29. Gönner und Freunde, zumal aber die Mitglieder von den Verwaltungen I und II werden herzlich eingeladen.

— Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Centrum. Die Versammlung findet der großen Generalversammlung wegen nicht statt, und werden die Mitglieder ersucht, in der Generalversammlung am Dienstag, den 27. d. M., in der Tonhalle, Friedrichstraße, unbedingt recht zahlreich zu erscheinen. Mitglieder werden aufgenommen.

— Verband deutscher Zimmerleute Lokalverband Berlin West und Umgegend. Versammlung am Montag, den 26. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Sange's Salon, Steglitzerstr. 27. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Jubel. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten.

— Verband deutscher Zimmerleute. Lokalverband Berlin Ost und Umgegend. Versammlung am Mittwoch, den 28. d. M., Abends 8 Uhr, Große Frankfurterstr. 72—73. Tagesordnung: 1. Wie stellen sich die Mitglieder zu der an Centrum gestellten Aufforderung seitens der Gewerbe-Deputation. 2. Die Beschlüsse der kombinierten Sitzung vom 15. d. M. 3. Verschiedenes und Fragekasten. Neue Mitglieder werden aufgenommen.

— Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter (G. H. 20, Hamburg). Filiale Berlin 8. Sonnabend den 24. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, Mitgliederversammlung bei Jakob, Lindowstr. 26.

— Das Konzert, welches vom Gesangverein Gutenberg und vom Gesangverein der Tapezierer Berlin am 25. November 1888 stattfinden sollte, wurde von der Behörde nicht genehmigt. Wann dasselbe stattfinden wird, bekannt gemacht werden.

— Verein zur Pflege freireligiösen Lebens. Sonntag, den 25. d. M., Vormittags 10 1/2 Uhr, Niederwallstraße 20, im unteren Saale: Vortrag des Herrn Dr. Wölke. Todtenfeier. Gäste, Damen und Herren, haben freien Zutritt. Religionsunterricht jeden zweiten und letzten Sonntag des Monats, Vormittags 9 Uhr. — Freireligiöse Gemeinde, Rosenhalestr. 38. Sonntag, den 25. d. M., Vormittags 10 Uhr, Vortrag des Herrn Dr. B. Wille: „Der Tod.“ Todtenfeier, Mitwirkung unseres Gesangvereins. Damen und Herren als Gäste willkommen.

## Briefkasten.

Düffeldorf. Wir kommen auf den Prozeß in nächster Nummer zusammenfassend zu sprechen.

Buchbinder. Leider kein Raum.

Schlösser B. In nächster Nummer.

Steinmetz B. Das können wir doch nicht bringen. Sie wissen gar nicht, wie das ausgeht wird.

Schöneberg. Welcher Expeditur verbreitet denn in diesem Orte die „Volkstribüne“? Wir bitten um sofortige Mittheilung.

Hamburg. In nächster Nummer.

Abonnet. Potemkin baute rasch künstliche Hütten, um dem Jaren bei der Reise ein angenehmes Bild zu bieten.

## Arbeiter und Parteigenossen!

Tretet eifrig für die weitere Verbreitung dieses Blattes ein!

Bestellungen nehmen in Berlin alle Expediture entgegen.

Listen zum Sammeln von Abonnenten jederzeit durch unsere Expedition, Dranienstraße 23, zu beziehen.